

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339987](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339987)

Ein Wiedersehen.

Es war ein enges, kleines Stübchen mit nur einem Fenster, und an diesem stand ein Knabe von elf bis zwölf Jahren. Er hatte die Stirn gegen die froßbedeckte Scheibe gedrückt und hauchte sich kleine Auslugen, durch welche seine Augen dann neugierig die breiten, glänzend erhellten Schaufenster eines gegenüberliegenden Spielwaarenmagazins musterten.

Wie bunt und herrlich sahen die vielen schönen Sachen da aus unter dem hellen Schein der zahlreichen Gasflammen! — Der kleine Beschauer im vierten Stock hätte sich das alles weit lieber in unmittelbarer Nähe angeschaut und bewundert — zum letzten Male: denn es war heute Weihnachtsabend. — Oft schon hatte er stundenlang vor dem Schaufenster gestanden und ganz genau kannte er die schönen blonden und brunetten Puppen, die Ball- und Salon-Damen, die hemdenlosen Babies mit oder ohne Badewanne, die Omnibus, Pferde- und Eisenbahnen, Equipagen, Rollwagen, Festungen, Schiffe, im Parademarsch aufgestellten Soldaten und vieles andere; was aber seine Einbildungskraft in regster Beschäftigung erhielt, das war ein Corps blühender Garde-Grenadiere mit Haarbusch, Muff voran und eine glänzende Generalität dabei. Ja, was nur ein Kinderherz in Entzücken zu versetzen vermag, das befand sich da massenhaft aufgestapelt.

„Zum letzten Male!“ seufzte der Knabe und zu seinem größten Schmerz mußte er sehen, wie ein Stück nach dem andern im Innern des Ladens verschwand, der vollgefüllt war von Käusern, welche noch in letzter Stunde sich mit dem Wünschenswerthen hier versahen. Schon blinkten hier und da die Lichter eines Christbaumes und wie mußten diese sich nicht spiegeln in den braunen und blauen Augen der schönen Puppen! — Was den Kleinen am meisten verdross, das war seine Ueberzeugung, wie namentlich die kostbaren Garde-Grenadiere in den Besitz irgend eines wilden Knaben übergehen würden, welcher, ohne Achtung vor dem ihm gewordenen reichen Geschenk, den Soldaten die Köpfe, die Beine, die Gewehre abbrechen, sie nicht nach Gebühr behandeln möchte, der sie zu Invaliden machte, ohne daß sie je eine Schlacht geliefert.

Thränen standen in seinen Augen: er weinte um die für ihn unwiederbringlich verlorenen Garde-

Grenadiere. Hätte er nur eine einzige Compagnie derselben besessen, wie würde er mit ihnen manövriert haben! —

„Paul, es wird recht kalt hier, steh' doch einmal nach dem Feuer!“ ließ eine zitternde Stimme aus dem Hintergrunde des Stübchens sich vernehmen.

Paul Steinfeld — so hieß der Knabe — trat rasch vom Fenster zurück, mit einem Seufzer tappte er nach dem kleinen eisernen Kochofen hin; er war schon gewohnt sich im Dunkeln zurechtzufinden, denn Licht wurde nicht gebrannt, wenn er mit dem alten Großvater allein war. Wozu brauchten die beiden auch Licht? — Des Großvaters Augen reizte der helle künstliche Schein und Paul liebte die Dunkelheit, denn er konnte da sinnen, Pläne machen, Luftschlösser bauen, an denen seine Phantasie unermüdet sich ergöhte.

Der Ofen war kalt, nicht ein Stückchen mehr darin; ein Kasten mit Kohlen befand sich noch im Winkel, aber nicht ein Splittchen Holz.

„Das Feuer ist aus, Großpapa, und kein Holz mehr da, womit ich es wieder anmachen könnte. Frierst du sehr, soll ich Dir die Decke überlegen?“ —

Paul ließ der Frage die That folgen, indem er aus einem Kämmerchen nebenan eine alte, fadenscheinige, wollene Decke holte und diese um den alten Mann herum legte.

„Großmama wird ja wohl bald kommen,“ fuhr der Knabe fort, „dann kann ich Holz holen und Feuer machen.“

„Ja, wenn sie nur Geld mitbringt,“ meinte traurig der Großvater und der Ton klang zweifelnd, ungewiß.

Paul war wieder zum Fenster getreten und eifrig bemüht, sich ein großes Stück eisfrei zu hauchen. Nach einer Weile und als seine Bemühungen erfolglos geblieben waren und er seinen geliebten Spielwaarenladen wieder sehen konnte, dessen Schaufenster immer bedenklichere Lücken aufwies, fragte er:

„Als Du klein warst, Großpapa, hast Du da auch mit Soldaten gespielt und zu Weihnachten einen Christbaum gehabt?“ —

Es dauerte eine Weile, ehe der alte Herr die Frage des Enkels beantwortete; er mußte sich wohl lange besinnen auf eine längst entschwundene Zeit — auf die Zeit, wo er mit Soldaten gespielt hatte. — Endlich aber schien er mit seinen Erinnerungen im Reinen zu sein und erwiderte:

„Freilich hatte ich Soldaten, viel anderes Spielzeug und auch einen Weihnachtsbaum!“ —

Und nicht ahnend, wie schwer seine Worte auf des Knaben Herz fallen mußten, begann er von seiner Kinderzeit, seinen Weihnachtsen zu erzählen.

„Ja, mein guter Paul,“ schloß er, „wäre Dein Vater noch da, dann hättest Du wohl auch einen Weihnachtsbaum und . . . einen andern Christabend! — Aber die Großmutter und ich — wir können Dir keinen Baum schmücken. Wenn sie nur Geld mitbringt, daß wir Holz und Brod und Kartoffeln wenigstens für die Feiertage haben, dann müssen wir schon zufrieden sein: wir sind eben arm geworden, Paul; sehr arm!“ —

Wie drückend und traurig kam es dem Knaben vor, daß der alte, gute Großvater nun so in dem kalten, dunkeln, dürftigen Raume sitzen mußte, und noch dazu am heiligen Abend. Soldaten und alles sonst waren vergessen und er dachte nur daran, daß seine Großmutter bald kommen und Geld mitbringen möge, auf daß er Holz holen könne, um dem Großvater ein behagliches Stübchen zu bereiten.

Bald knarnten denn auch draußen die Stufen der engen Treppe zur vierten Etage und Paul machte schnell Licht, um der Großmutter zu leuchten. Er öffnete dann die Thür und eine alte, in dicke Tücher gehüllte, aber noch sehr rüstige Frau trat ein.

„Brrr! ist das kalt draußen, Kinder!“ rief sie. „Und kein Feuer?! — Rasch, Junge, spring und hole Holz und Brod; auch ein Pfund Fleisch kannst Du mitbringen; Kartoffeln habe ich einen Korb voll von der Frau Doktor bekommen, auch einen Kuchen für die Feiertage und warme Strümpfe für uns alle. Es ist doch eine recht gute Dame, die Frau Doktor; sie hat mich jetzt schon heimgeschickt, obgleich ich bis acht Uhr hätte für zwanzig Groschen arbeiten müssen, und doch hat sie mir einen ganzen Thaler gegeben und noch all das Zeug dazu! — Da soll mir der Reimann wieder kommen mit seinen kommunistischen Vorlesungen! — Ich lasse nichts auf die Reichen kommen, soweit ich sie kenne! — Leben und leben lassen — das ist mein Grundsatz und danach handelt auch die Frau Doktor Gersdorff!“ —

Paul hatte sich rasch mit einem großen Korbe ausgerüstet, einen alten Shawl um Kopf und Oberleib geschlungen und war eilig die Treppe hinab geeilt. Nur flüchtig streifte sein Blick die Schaufenster, hinter denen seine schönen Garde-Orenadiere noch immer standen; erst wollte er die nothwendigsten Einkäufe besorgen und dann seine Großmutter bitten, ihn noch ein wenig hinunterzulassen. Das sollte seine Weihnachtsfreude sein: konnte er nicht besitzen, war es ihm doch wenigstens vergönnt zu sehen. Dann — so dachte Paul — machte sich vielleicht auch die Ge-



Richter: Sind sie also geständig die Uhr gefunden und verheimlicht zu haben, obgleich Ihnen der Eigenthümer bekannt war.

Angeklagter: Herr Richter, vor was habe mer Pälzer denn e National-spruch, wenn mer'n net awene solle, ich heb ebbe gedacht:

Fröhlich Palz,
Ich behalts.

legenheit, einige Groschen verdienen zu können, indem er für Herrschaften, welche Einkäufe gemacht, deren Pakete nach ihrer Wohnung trug. Wie gern hätte auch er seinen Beitrag geliefert zu den Kosten der dürftigen Haushaltung und seine Großmutter mit selbstverdientem Gelde überrascht und erfreut.

So schnell die kleinen Füße auf dem gefrorenen, knirschenden Schnee fortzukommen vermochten, so schnell trabte Paul zu den verschiedenen Boutiquen, in denen er seine Einkäufe zu besorgen hatte. Eine Minute nur blieb er auf dem Rückwege vor dem geliebten Laden stehen, dann sprang er rasch hinüber und die vier dunkeln Treppen hinauf. Mit einer für sein Alter großen Gewandtheit spaltete er das mitgebrachte Brennholz in kleine Stäbchen und bald prasselte dann auch ein helles, behaglich wirkendes Feuer in dem kleinen Ofen, ein Topf mit Kartoffeln wurde aufgesetzt, daneben eine Kanne, in welcher die Großmutter den Kaffeesatz aufkochte, den ihr die Köchin der Frau Doktor Gersdorff gespendet; aus dieser Operation entstand eine ganz dünne, bräunliche Brühe — und das war die Festmahlzeit dieser armen Leute am Weihnachtsabend! — Und drei Menschen freuten sich auf dieses „lukullische“ Mahl — mehr wohl als so mancher Reiche auf die wohlbesetzte Tafel: drei Menschen, von denen zwei wenigstens ganz andere Zeiten gekannt hatten! —

Das Herz eines Armen, Bedürftigen — wie schnell ist es befriedigt, erfreut und wie unendlich leicht, fast kostenlos ist es, ihm einen Genuß zu verschaffen! — Wie Wenige aber sind es, die sich kümmern um das Leben und Treiben der armen freierenden und nur zu oft hungernden Klasse?! — Denn was weiß der Reiche, alles im vollen Maße Besitzende von Noth, Hunger und Elend?! — Er zahlt seine Steuern, Gemeinde- und Armen-Abgaben und hält sich damit für vollständig entlastet, glaubt all' seinen bürgerlichen und menschlichen Pflichten aus dem Grunde genügt zu haben. — Ja, es gibt auch manche — viele sogar, denen ein warmes, mitfühlendes Herz gegeben wurde für die Armuth, welche nicht glauben, durch Zahlung ihrer Steuern und Abgaben quitt geworden zu sein gegenüber ihren leidenden, darbedenden Mitmenschen, und zu diesen gehörten in erster Linie Doktor Gersdorff und dessen Frau, für welche' letztere Paul's Großmutter hin und wieder zu arbeiten pflegte. —

Die schönen weiten Räume im Gersdorff'schen Hause waren festlich erleuchtet, in dem elegant ausgestatteten Speisesaal war eine große Tafel reich gedeckt, eine zahlreiche Gesellschaft wurde erwartet. Doktor Adrian Gersdorff war Eigenthümer der vielleicht großartigsten chemischen Fabrik Deutschlands und ein ebenso tüchtiger Gelehrter als Geschäftsmann, wie er auch den Grundsatz hochhielt, man müsse leben und leben lassen.

Im großen Saale stand ein mächtiger Tannenbaum, bunt und glänzend behangen, mit tausenderlei hübschen, niedlichen und kostbilligen Sachen. Vor demselben stand die Frau des Hauses, einem Herrn in mittleren Jahren leuchtend, welcher beschäftigt war, die Christkerzen in ihren Haltern zu befestigen und die letzte Hand an die Ausschmückung des Christbaumes zu legen.

„Nicht war, Mister Stonefield,“ sagte die Frau Doktor Gersdorff, „ein so richtiges, echtes, deutsches Weihnachtsfest gibt's doch sonst in der Welt nicht? — Haben sie drüben in Brasilien jemals solche Weihnachten erlebt?“ —

Mister Stonefield war ein schlankgewachsener, schöner Mann mit dunkeln Haar und Vollbart, eine durchaus germanische Erscheinung, wenn auch sein Gesicht gebräunt war durch die tropische Sonne Südamerikas, ja dieser Teint machte seine Züge that-sächlich anziehender, fesslender, interessanter, namentlich durch den Kontrast mit den großen blauen Augen, welche treu und gutmüthig — ganz deutsch — aus dem südlich angehauchten Gesicht blickten.

„Es ist nach zehn langen Jahren der erste Weihnachtsbaum, den ich überhaupt wieder sehe,“ bemerkte Mister Stonefield wehmüthig. „Zehn Jahre sind eine lange Zeit, wenn man sie fern von der Heimath und seinen Lieben verleben muß!“ —

„Fern von der Heimath und seinen Lieben — ja, ja,“ entgegnete Frau Doktor Gersdorff, „da haben Sie wohl recht!“ —

Und nachdenklich, träumerisch blickte sie auf den Mann, der sich emsig mit den Vorbereitungen zur Christbescherung beschäftigte.

Die Thür des Salons ward geöffnet und ein bildschönes, kaum dem Kindesalter entwachsen junges Mädchen trat ein. Laut jubelte sie auf beim Anblick des Baumes, auch die Züge des Herrn verklärten sich sichtlich und mit innigem Ausdruck ruhte sein Auge auf der Gestalt der Angekommenen.

Man konnte sich in der That keine schönere Verkörperung südlischer und nordischer Rasse denken als sie in dieser blühenden Schönheit zu Tage trat, der Tochter eines Deutschen und einer Brasilianerin — Fides Armbruster aus Rio de Janeiro. Ihr Vater war der Bruder der Frau Doktor Gersdorff gewesen; ihn wie die Mutter hatte Fides kurz nach einander verloren und die reiche Erbin war nun nach Deutschland gekommen, um in der Familie der Schwester ihres Vaters einen Anhalt für's Leben zu finden, wie er ihr in Brasilien nicht geboten wurde.

„The Christmas-tree!“ rief das junge Mädchen bewundernd, entzückt. „Wie schön ist das!“ —

Man sah, es war der erste Weihnachtsbaum, den die lebhafteste Südländerin je erblickt.

„Sie haben mir nicht zu viel erzählt von Ihren deutschen Weihnachten, Mister Stonefield,“ fuhr sie in ihrer Lieblingsprache — der englischen — fort, indem sie ihren Arm in den der Frau Doktor Gersdorff legte und diese zärtlich-liebend anblickte. „Ja, Tantenchen,“ sagte sie dann auf deutsch, mit jenem eigenthümlichen Akzent der Südländer, obgleich sie die Muttersprache ihres Vaters vollständig beherrschte, „auf der langen Reise von Rio nach Hamburg hat Mister Stonefield mir so viel von Eurer Weihnachtsfeier erzählt, daß ich ganz neugierig geworden bin und diese glückliche Zeit freudig begrüße.“

Es war eine lange und gefährvolle Reise gewesen in der für solche überseeische Fahrten ungünstigsten Jahreszeit von Mitte November bis Dezember, und die beiden Reisefahrten waren sich während derselben sehr nahe getreten — näher, als sie selbst wohl ahnen mochten. Drei Tage vor Weihnachten waren sie in

Hinderniß.



Frau A.: War denn Ihr Herr Gemahl gestern auch in der Generalversammlung?

Frau B.: In der General-Versammlung? Ach nein! — Mein Mann ist ja erst Major!

der Reflexion bei Fides' Verwandten eingetroffen und auf das Herzlichste empfangen worden. Die Trennungsstunde war nun gekommen und erst jetzt fühlten Beide, was sie sich geworden auf der gemeinsamen Meeresfahrt. Wie sehr würde der etwas schwermüthige Deutsche die schöne, heitere, lebenslustige Gefährtin vermissen, welche mit ihrem sprudelnden Uebermuth, ihrem herzlich-lieben Wesen der Sonnenschein seines Lebens geworden war und an deren Seite, in deren Gesellschaft er ein mühevolleres, oft an Enttäuschungen reiches Dasein vergessen hatte, dem spät erst die Palme des Erfolgs, das ungemessene Glück zu Theil geworden. Seit einer Reihe von Jahren schon stand Mister Stonefield in engster kaufmännischer Verbindung mit dem Hause „Adrian Gerödorff,“ und dieses geschäftliche Band hatte sich während der wenigen Tage seiner Anwesenheit bei der liebenswürdigen Familie in das einer festen, aufrichtigen Freundschaft umgewandelt. Die trübe Vergangenheit lag jetzt weit hinter ihm und sein Blick war nur auf die Zukunft, auf den erstrebten Besitz von Fides gerichtet. Daß materielles Interesse dem nicht unterlag, dafür bürgten schon Mister Stonefield's glänzende Verhältnisse, ebenso sein durchweg ehrenhafter Charakter.

Jetzt dachte er nur an sie, an ihr sonnig-liebliches Gesicht, ihr gutes Herz. Und darum ward es auch dem Doktor Gerödorff nicht schwer, seinen Gast zu bewegen, die Festtage über in seinem Hause zu bleiben, und Mister Stonefield gab jeden Gedanken an Widerstand auf, als Fides die Bitten ihres Onkels unterstügte.

Die Frau des Hauses wurde abgerufen und einen Augenblick waren die Beiden allein. Ihm klopfte das Herz wie noch nie zuvor, denn zum letzten Male vielleicht bot sich ihm jetzt die Gelegenheit eines ungestörten tête-à-tête mit der Geliebten. Er hätte ihr so gern gesagt, wie schwer ihm die Trennung wurde; sie aber zeigte sich so heiter und unbefangenen, daß ihm thatsächlich der Muth fehlte, sein Herz ihr gegenüber zu entlasten. Neugierig betrachtete Fides die hübschen Sachen, welche den Weihnachtsbaum zierten, und plauderte mit ihm in ihrer Muttersprache, der portugiesischen. Er konnte nicht dazu gelangen, mit ihr das zu besprechen, was ihm besonders am Herzen lag.

„Mister Stonefield, ich hätte wohl eine Bitte an Sie,“ brach Fides plötzlich ihr heiteres Geplauder ab: „wollen Sie die Freundlichkeit haben, mich zu begleiten? — Ich möchte schnell noch einige Weihnachtseinkäufe besorgen für meine Vetter und Bäschen.“

„Herzlich gern stelle ich mich Ihnen zur Verfügung, Fräulein Fides. Der Abend ist ausnehmend schön, aber kalt, und ich bitte Sie deshalb, sich recht warm zu kleiden. Auch wird es Ihnen viel Freude machen, das Leben und Treiben auf den Straßen zu beobachten.“

Fides verschwand, um bald darauf, in einen kostbaren Pelz gehüllt, wieder zu erscheinen. Das pikante Gesichtchen blickte keck und übermüthig unter der Pelzmütze hervor, welche den zierlichen Kopf bedeckte. Nie so schön wie in diesem Augenblick hatte ihr Begleiter sie gefunden.

Dann schritten sie Arm in Arm die belebten Straßen entlang, deren großer, bunter Verkehr Fides ganz besonders unterhielt. Sie mußte sich fest auf den Arm des bewährten Begleiters stützen, denn

der hartgefrorene Schnee, hatte bei dem starken Verkehr, die Wege sehr glatt und unsicher gemacht.

In verschiedenen Läden und Magazinen waren sie bereits eingetreten und beide hatten ansehnliche Einkäufe gemacht, so daß die Packete sich häuften und Mister Stonefield, da ein Dienstmann ebensowenig wie ein Wagen zu haben war, ganz ansehnlich zu tragen hatte.

„Nun noch etwas zum Spielen für die Knaben,“ sagte Fides, als sie eben vor einem großen Spielwaaren-Magazin ankamen, demselben, welches die so ersehnten Garde-Grenadiere des kleinen Paul barg und an dessen hellerleuchteten Schaufenstern dieser in stummer Bewunderung jetzt stand.

„Da werden wir hier voraussichtlich reiche Auswahl finden,“ meinte Mister Stonefield, indem er Fides in den großen Laden führte, wo sie indessen die Vorräthe schon ziemlich aufgeräumt fanden.

„Nur noch ein Corps Garde-Grenadiere sind von Zinnsoldaten vorhanden,“ erwiderte der Verkäufer auf Mister Stonefield's bezügliche Frage und entnahm dem Schaufenster des kleinen Paul Liebliche. Die Augen des Knaben hingen wie gebannt an den Soldaten, denen er einen Seufzer, einen letzten Schmerzlichen Blick nachsandte.

Fides kaufte die Garde-Grenadiere und noch so manches andere. Lachend fragte sie dann ihren Begleiter, wie er nun mit all' den Packeten zurecht kommen werde.

„O, ich werde mich nach einem Wagen umsehen oder einem Träger,“ antwortete Mister Stonefield und trat vor die Thüre des Magazins. Wohl rollten Wagen in Menge vorüber, aber sie waren sämmtlich besetzt, auch Dienstmänner passirten, doch sie trugen bereits schwer. Da fiel sein Blick auf den Knaben — auf Paul, dessen Augen wie neugierig auf ihn gerichtet waren.

„Willst Du Dir ein Stück Geld verdienen, mein Junge, so trage uns einige Packete bis zum nächsten Droschkenstand.“

Erfreut erklärte Paul sich bereit und nahm mit seinen frostrothen Händen die Einkäufe der jungen Dame in Empfang, Beiden dann bis zu einem Droschken-Halteplatz den Weg zeigend. Nun hielt er die so ersehnten Garde-Grenadiere in seinen Händen, aber nicht ihm gehörten sie, sondern er mußte sie sogar dem glücklicheren zukünftigen Besitzer zutragen.

„Du frierst wohl sehr, Kleiner?“ fragte Mister Stonefield den vor Kälte zitternden Paul theilnehmend

betrachtend. „Mach nur, daß Du nachher bald nach Haus kommst, Deine Mutter wird nun wohl auch bald bescheeren.“

„Ich habe keine Mutter mehr, nur noch Großeltern, die sind aber sehr arm und können mir nichts zu Weihnachten schenken.“

„Sind Deine Eltern schon lange todt?“ —

„Meine Mutter — ja; ich habe sie gar nicht gekannt, auch meinen Vater nicht. Mein Vater ist aber nicht todt, der ist drüben in Amerika: die Großeltern fürchten zwar, daß er auch todt sein müsse, weil wir so lange gar nichts mehr von ihm gehört haben und er uns doch alle so lieb hatte.“

Die einfachen Worte des Knaben schienen den Herrn mächtig zu bewegen; im vollen Schein einer Gaslaterne blieb er stehen, blickte Paul voll in's Gesicht und fragte dann schnell:

„Wie heißt du?“ —

„Ich heiße Paul Steinfeld,“ gab dieser zur Antwort und sah den ihm fremden Herrn erstaunt an.

„Wie kommst Du hierher nach der Hauptstadt? — Wohnen Deine Großeltern denn nicht mehr in Ellwingen?“ —

Noch erstaunter blickte Paul auf: woher kannte denn dieser Mann den früheren Wohnort seiner Großeltern? —

„Ja, vor fünf Jahren wohnten wir noch in Ellwingen, dann aber sind wir hierher gezogen, weil Großvater arm geworden war — ganz arm — und meine Großeltern sich schämten, in Ellwingen zu bleiben.“

Fides hatte befremdet dem Gespräch der Beiden gelauscht; sie sah, wie erregt ihr Begleiter war, und konnte dafür keine Erklärung finden. —

Inzwischen waren sie bei einem Droschkenstand angekommen und Mister Stonefield mietete einen der Wagen. Er half Fides hinein und legte die verschiedenen Packete auf dem Rücksitz zurecht; dann sagte er:

„Ich muß sie um Entschuldigung bitten, Fräulein Armbruster, wenn ich Sie von hier aus allein zurückkehren lasse, doch auch ich habe noch Besorgungen für heute Abend nachzugehen, werde Ihnen indessen hoffentlich bald nachfolgen.“

Er war zerstreut und erregt, das konnte Fides nicht entgehen, und besorgt blickte sie deshalb auf den bewährten Freund; doch nickte sie ihm endlich lächelnd zu, als er den Kutscher bezahlte, und der Wagen rollte mit ihr davon.

Mister Stonefield ergriff Paul's beide Hände, blickte ihm voll und fest eine Minute lang in's

Gesicht, welches der Knabe befremdet zu dem ihm so sonderbar erscheinenden Herrn erhob, und sagte dann innig:

„Komm', Paul, führe mich zu Deinen Großeltern!“

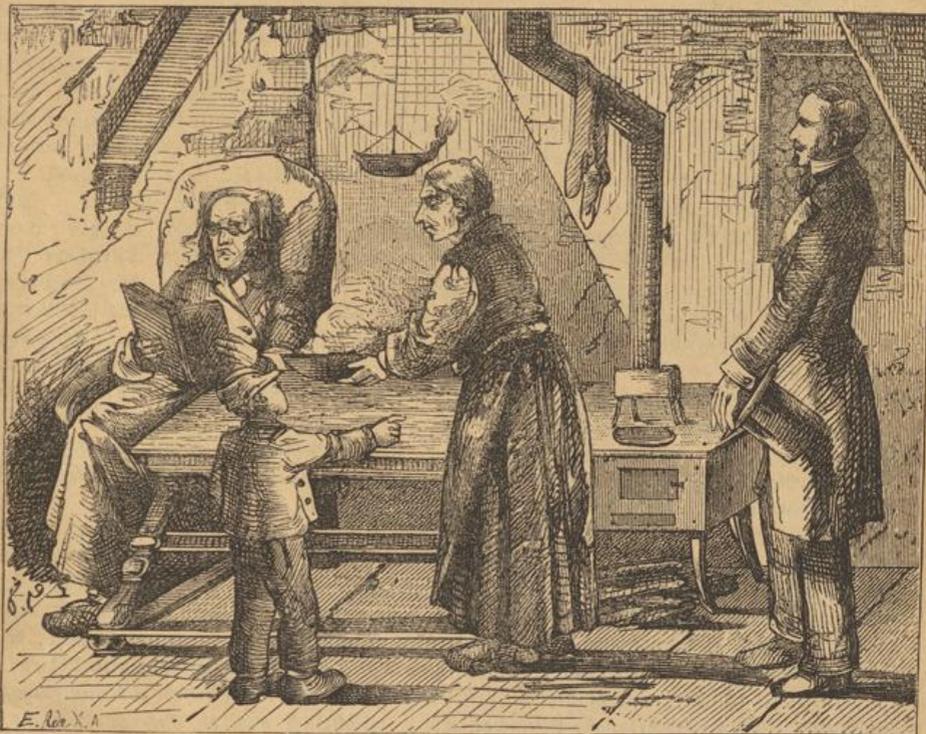
Dem Kleinen war es ganz absonderlich zu Muthe; der seine fremde Herr hielt seine Hand so fest in der seinigen und drückte sie bisweilen wie zärtlich. Nur dann und wann richtete er, während sie schnell die frostharten Straßen durchschritten, eine Frage an

schweigend die dunkeln vier Treppen hinauf. Oben öffnete Paul die Thür. Die am Tische beschäftigte Großmutter wendete den Eintretenden den Rücken zu.

„Gut, daß Du kommst, Paul,“ sagte sie, „das Essen ist eben fertig und hungrig wirst Du ja wohl auch sein.“

Der Knabe war zu der alten Frau getreten, er zupfte sie am Rock und flüsterte ihr zu:

„Großmutter, sieh' doch den Herrn, der mit mir gekommen ist!“ —



Großmutter, sieh' doch den Herrn, der mit mir gekommen ist!

Paul, und dessen offene, rasche Antworten schienen ihm besonders zu gefallen.

„Möchtest Du, daß Dein Vater wieder aus Amerika zurückkehrte?“ —

Aus ganzem, vollem Herzen klang das „Ja!“ des Knaben, der hinzufügte:

„Ich bete ja jeden Abend für ihn und bitte Gott um seine Rückkehr!“ —

Sie waren an dem Hause angekommen, in dessen viertem Stock Paul's Großeltern wohnten, und stiegen

Sie wandte sich um. Einen Augenblick schaute sie den eleganten Herrn an, welcher — den Hut in der Hand und von der unbeschirmten Lampe voll beschienen — kaum einen Schritt von ihr weg stand. Ein Moment des Zweifels, der Unsicherheit kam, dann aber leuchtete es auf im Gesicht der Großmutter — ein Jubelruf — und sie lag in den ihr entgegengestreckten Armen des einzigen, so lange entbehrten Sohnes! —

„Paul, Paul! Ja Du bist es!“ rief sie unter Thränen der höchsten, reinsten Freude. „Vater, es

ist ja unser Paul, unser Sohn, unser einziges Kind!" — Das war ein Wiedersehen! — nach zehn Jahren!

Ein ungeahntes, ungehofftes Wiedersehen für die alten Eltern wie für den Knaben, der seinen Vater zum ersten Male schaute. Wie stolz und glücklich blickte er auf zu dem schönen, stattlichen Manne! — Das also war sein Vater?! — Wie oft hatte er an ihn gedacht, von ihm geträumt! — Ja, so mußte er aussehen — nur nicht ganz so fein und vornehm hatte er ihn sich vorgestellt.

Was hatten sich die so lang getrennt Gewesenen nun nicht alles zu erzählen! — Erst mußte der Sohn berichten, wie es ihm ergangen, nachdem er die Heimath verlassen voll Schmerz und Trauer um den Verlust seiner über alles geliebten Gattin. Seinen damals nur wenige Monate alten Knaben hatte er seinen Eltern zurückgelassen und er wollte hinaus in die Ferne, um den tiefen, nagenden Kummer zu verdrängen und ein neues Leben zu beginnen, da der Aufenthalt in der Heimath ihm unmöglich geworden war. Später sollten dann die alten Leute mit ihrem Enkel folgen, sobald er nur erst in Amerika festen Fuß gefaßt und eine sichere Existenz für sich und seine Lieben geschaffen hatte.

Alein es war Paul Steinfeld dem Älteren in der neuen Welt grade so ergangen wie den meisten Auswanderern: seine gebiegenen kaufmännischen Kenntnisse, sein sprachliches Wissen, sein empfehlendes Aeußere waren ihm nicht zum Freibrief geworden, denn er hatte unter Hunger und Entbehrungen leiden und von der Pique auf dienen müssen. Der so gewandte Kaufmann Paul Steinfeld hatte Jahr und Tag Steine geklopft, Bausteine thurmhoch auf Neubauten hinaufgeschleppt; er hatte sich oft Abends hungrig auf sein dürftiges Lager geworfen und manchmal an der Vorsehung gezweifelt, bis es ihm endlich glückte, bei der Verwaltung einer großen Versicherungs-Gesellschaft für Fluß- und See-Transport die Stelle eines Hausknechts oder „Porters“ zu erlangen, die ihm wenigstens ein regelmäßiges und gesichertes Einkommen abwarf.

Eines Tages ereignete sich Folgendes. Paul Steinfeld befand sich in einem Nebenzimmer der Schreibstube, in welcher letzterer der erste Buchhalter und zwei fremde Herren in eifriger Unterredung waren. Es war nach Schluß der Geschäftsstunden und vom übrigen Personal Niemand mehr anwesend. Steinfeld, der englischen Sprache in Wort und Schrift vollständig mächtig, war von dem Buchhalter als „Porter“ unbeachtet gelassen und rücksichtlich seiner

Kenntnisse und Fähigkeiten jedenfalls unterschätzt worden. So kam es, daß er — absichtslos — die ganze Unterhaltung jener drei Herren mit anhörte.

Das Ergebniß seines dadurch gewonnenen Wissens war zunächst die ungesäumte Fahrt nach dem Lande sitz des ersten Direktors der Gesellschaft, etwa fünf englische Meilen von New-York entfernt. Diesem machte er genaue Mittheilung über das, was er gehört, und es ward dadurch ein scheußliches Verbrechen vereitelt, im Keime erstickt, dessen Ausführung gleichbedeutend gewesen sein würde mit dem Untergang der Gesellschaft und ihres Direktors, eines Mister Ritchie. Dieser sah sich den bisherigen Hausknecht, dem er zu größtem Danke verpflichtet worden, den er bisher kaum beachtet, jetzt etwas genauer an und entdeckte in demselben den solibesten Fonds kaufmännischen und sprachlichen Wissens. Mister Ritchie zog Paul Steinfeld in das Bureau der Gesellschaft und nach einem Vierteljahre schon schickte er den ebenso fähigen wie zuverlässigen Deutschen nach Brasilien, um dort als sein Vertreter ausgedehnte Pflanzereien, welche Ritchie's Privateigenthum waren, zu verwalten und deren Ertrag womöglich zu erhöhen. Steinfeld's dortige Thätigkeit hatte zur Folge, daß nach zwei Jahren der Ertrag der ausgedehnten Besitzungen, welche einen Flächenraum umfaßten, der etwa einem der größten deutschen Herzogthümer gleichkam, sich verdoppelten.

Mister Ritchie, ein sehr wohlwollender und umsichtiger Mann, unvermählt und ohne Verwandte, erklärte zunächst Steinfeld zu seinem Theilhaber, später zu seinem Erben. Sobald er abkömmlich wurde, erhielt er von seinem Freunde und Gönner, den er einem Vater gleich liebte, unbestimmten Urlaub, um seinen Sohn und seine Eltern aus Deutschland zu holen, gleichzeitig auch die ehrenvolle Aufgabe von anderer Seite, Fides Armbruster auf ihrer Reise nach Deutschland als Beschützer zu begleiten.

So lagen Paul Steinfeld's des Älteren Verhältnisse und es ist nur noch zu erwähnen, daß er auf Mister Ritchie's besondern Wunsch den deutschen „Steinfeld“ in den englisch-amerikanischen „Stonefeld“ verwandelt hatte.

Die alten Eltern freuten sich des ihrem Sohne zutheil gewordenen Glücks und waren stolz auf ihn. Ihr Lebensabend lag nun klar, sonnig und sicher vor ihnen da und — was die Hauptsache — auch des kleinen Paul Zukunft war gesichert — und wie gesichert! —

Verforgt.

Das war ein Christabend in dem ärmlichen Stübchen im vierten Stock, unter dem Dache! — In keinem der zahlreichen Paläste der Residenz wurde wohl ein ähnlicher gefeiert.

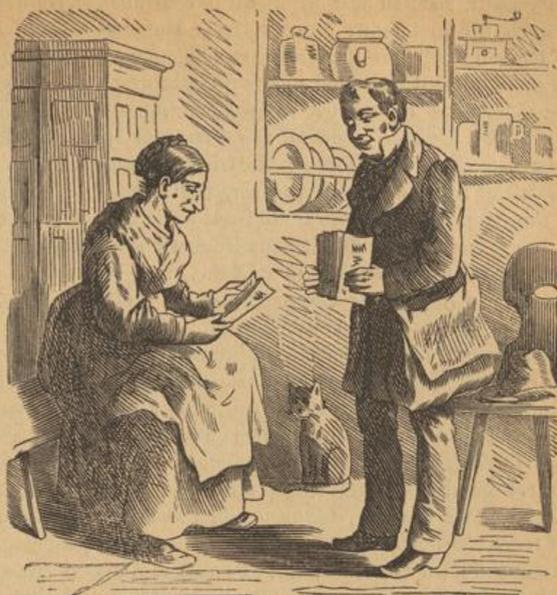
Dann folgte die Erzählung der Schicksale, welche die Eltern betroffen. Herr Steinfeld senior hatte ein Vermögen besessen, welches hingereicht hätte, für die beiden alten Leute und ihren Enkel jede Beförderung in Betreff der Zukunft auszuschließen. Sein Kapital war in einem Bankhause der großen Handelsstadt F. allem Anschein nach dauernd sicher angelegt. Eines Morgens ward der alte Steinfeld durch die Nachricht unansehnlich aus seinem Sicherheitsgefühl gerissen, daß sein ganzes Vermögen durch den Sturz jenes Bankhauses verloren sei.

Mit großer Mühe ward ungefähr der zwanzigste Theil des Kapitals gerettet — zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben, wie der Volksmund sagt.

Die alten Leute waren niedergeschmettert: die Früchte eines langen, arbeitsvollen und mühsamen Lebens waren verloren. In Ellwangen mochten sie nach dieser Umkehr des Glücks nicht bleiben, sie siedelten nach der Hauptstadt über, wo man sie nicht kannte und ihnen eher die Aussicht auf Verdienst winkte. Bei ihrem Umzug ging die genaue Adresse des in Amerika lebenden

Sohnes verloren und war deshalb unerforschlich, weil schon die fremde (portugiesische) Sprache, in welcher sie abgefaßt war, den alten Leuten Kopferbrechen genug gemacht hatte. So kam es, da sie auch versäumt hatten, der Post in Ellwangen ihre eigene neue Adresse aufzugeben, daß sowohl die Briefe nach drüben wie die von dort her unbestellbar blieben und die Eltern nie mehr eine Nachricht von ihrem Sohne, dieser nicht von jenen erhielt. —

Unter all' diesen Erzählungen war eine geraume Zeit verstrichen und keiner der Glücklichen, so unverhofft Vereintete hatte darauf geachtet, bis endlich Mister Stonefeld daran dachte, wie sehr sein Ausbleiben im Gersdorff'schen Hause auffallen mußte, was namentlich Fides denken werde über sein sonderbares Benehmen. Er verabschiedete sich daher für den Abend von seinen Eltern und seinem Sohne bis zum nächsten Morgen — dann wollte er zu ihnen zurückkehren und über die Zukunft mit ihnen berathen.



Bäuerin: Die Kalender sind recht hübsch, wie viele haben Sie noch da?

Kopporteur: Fünfzehn Stück.

Bäuerin: Na, die will ich Ihnen vollends abnehmen, dann bin ich gleich auf fünfzehn Jahre hinaus verforgt.

Zunächst besuchte er verschiedene Magazine und kaufte dort gute, warme Kleidung und Wäsche für seine Lieben, dann bestellte er in einem benachbarten feinen Gasthaus ein vollständiges Abendessen mit Wein und schickte Alles sofort nach dem Dachstübchen im vierten Stockwerk. — Endlich langte er in der Villa des Doktor Gersdorff an,

Fides war sehr beunruhigt gewesen, seit Mister Stonefeld sich von ihr getrennt hatte; sie ahnte, daß etwas ganz Außergewöhnliches den sonst so ruhigen Mann tief bewegt haben müsse. Man hatte im Gersdorff'schen Hause sehr lange auf den lieben, der ganzen Familie sympathischen Gast gewartet; als jedoch die sämtlichen übrigen Eingeladenen längst erschienen waren, da konnte man mit der Besprechung nicht länger zurückhalten.

Fides stand zwar entzückt vor dem lichterstrahlenden Weihnachtsbaum, doch ihre Gefühle waren getheilt. — Er, Mister Stonefeld, ihr trauter Freund und

Beschüzer, der Mann, dem sie bereits ihr Herz geschenkt hatte, um ihn war sie besorgt und ängstlich.

Doch endlich kam er. Voller Sorge blickte sie zu ihm auf, aber ihre Züge erheiterten sich schnell, als sie die feinen von Glück und Freude überstrahlten sah: nur Gutes konnte ihm widerfahren sein. — Er wurde, nachdem er sich bei dem Herrn und der Frau vom Hause seines langen Ausbleibens wegen entschuldigt hatte, der Gesellschaft vorgestellt.

Den ersten Augenblick, wo er mit Fides allein war, benutzte er, um ihr seine Lebensschicksale und die seiner Eltern und seines Knaben zu erzählen, von der wunderbaren Fügung der Vorsehung, die ihn gerade an diesem Abend seine Lieben finden ließ.

Mit gesenkten Augen lauschte sie seinen Worten. Sie saßen im Wintergarten, der unmittelbar an den großen Speisesaal der reich ausgestatteten Villa stieß, von der übrigen Gesellschaft vollständig abgeschlossen. Nachdem Mister Stonefield seine Erzählung beendet, lag das ganze Leben des vielgeprüften Mannes da vor ihr — des Mannes, den sie so sehr hochachtete. Als er von seiner verewigten Gattin, von dem Schmerze sprach, den deren Tod ihm bereitet, da ward es Fides heiß um's Herz und sie mußte sich sagen, daß die Liebe eines solchen Mannes ein Weib nur glücklich machen könne.

„Nun kennen Sie mein Leben und meine Schicksale, meine ganze Vergangenheit,“ sagte er. „Leider wird uns die Zukunft trennen: Sie werden in Deutschland bleiben, während mich Pflicht und Dankbarkeit nach Ihrer Heimath zurückrufen. — Ob wir uns jemals wiedersehen werden?“ —

Seine Frage klang bang und wehmützig, forschend ruhte sein Blick auf den Zügen des lieblich erröthenden jungen Mädchens. Aus ihrem Gesicht war die übermüthige Lust gewichen, nachdenklich war es dem Grün der sie umgebenden tropischen Vegetation zugekehrt.

Erregter fuhr Stonefield fort:

„Fides, Sie bleiben hier — ich muß fort, weit fort über's Meer: werden Sie wohl — auch wenn dieses uns trennt — zuweilen meiner gedenken?“ —

Hell und voll schlug sie jetzt die Augen zu ihm auf, ein flüchtiges Roth, dann ein reizendes Lächeln, und resolut dem schüchternen Bewerber entgegenkommend erwiderte sie:

„Nein, nein, das werde ich nicht, sondern mit hinübergehen werde ich, damit kein Meer uns trenne und wir für immer zusammen bleiben!“ —

Ueberfelig vor Glück ergriff er ihre beiden kleinen, weißen Hände, welche sie ihm entgegengestreckt, umschlang innig die Geliebte und der Bund zweier Herzen war damit unwiderrücklich geschlossen. Fides erwiderte seinen ersten Kuß, seinen herzlichsten Händedruck mit seligem Blick. Gemeinsam hatten sie das Weltmeer durchschifft, um unter dem deutschen Christbaum ihre Herzen sich finden zu lassen. —

Dann gingen sie Hand in Hand zu Doktor Gerddorff und dessen Frau. Beide waren kaum überrascht, als sie von der soeben in der Stille ihres Wintergartens geschlossenen Verlobung hörten; die Frau Doktor hatte einen zu scharfen feimweiblichen Blick, als daß sie das nicht hätte ahnen sollen. Nur die Nachricht überraschte Beide, daß der reiche Deutsch-Amerikaner der Sohn der armen Frau Steinfeld, ihrer bisherigen Tagelohn, sei.

In der Frühe des ersten Weihnachtstages schon, als die Glocken die Christenheit riefen zum Feste der Versöhnung Gottes mit der Welt, da ging Paul Stonefield — seine Fides am Arm — der ärmlichen Wohnung seiner Eltern zu. Seine Verlobte hatte es gewünscht, ihn auf diesem Gange zu begleiten. Herzlich begrüßte sie Vater und Mutter des Geliebten, ihr ganz besonderes Interesse aber war dem kleinen Paul gewidmet. Man machte Pläne für die Zukunft und endlich kam man zu dem Beschluß, daß im Frühjahr die Hochzeit des jungen Paares gefeiert werden und die Abreise aller nach Brasilien auf dieselbe folgen sollte. Nicht leicht war es gewesen, die alten Leute zu dieser Ueberstredung zu bewegen. Dann quartierte Mister Stonefield seine Eltern und seinen Knaben wie sich selbst in einem eleganten Privathotel in der Nähe der Villa Gerddorff ein.

Der kleine Paul lebte wie in einem Traume, einem Märchen: so etwas war ihm noch gar nicht vorgekommen, solche Kleidung, solches Essen — Bodienuug sogar! — Und ein ganzes, wohlgezähltes Regiment — nicht bloß eine Kompagnie — Garde-Grenadiere, die sein Papa noch am ersten Feiertage für ihn erworben und mit denen er nun in einem komfortablen, angenehmen durchwärmten Zimmer die denkbar schwierigsten Evolutionen und Aufstellungen ausführen konnte! —

„Ja, ja“, sagte der Kleine wiederholt leise vor sich hin „die Garde-Grenadiere! — Wären sie nicht gewesen, wer weiß, ob wir den Vater so bald gefunden hätten!?““ —

* * *

Als die ersten Sonnenstrahlen der wiedererwachenden Natur die froststarre Erde aus ihrem Banne erlösten und die lieblichen Boten des Frühlings ihre Kelche erschlossen, da führte Paul Stonefeld seine Fides zum Altar. Ein festliches Frühstück in der Geroldsdorff'schen Villa vereinte dann die Theilnehmer der Feier und das Dampfroß führte später die glücklichen Wieder-

vereinten dem großen deutschen Seehafen zu, in welchem der überseeische Dampfer ihrer noch harrete, an dessen Bord sie dem ewig grünen Süden zuflüchten.

Am Weihnachtsabend hatten sie alle sich gefunden: möge der Gruß der Engel: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ — sie begleiten!

Durch eigene Kraft.

In einer größeren Stadt wohnte in einem kleinen Hause der Schuhmacher Pechler. Er trug seinen Namen nicht umsonst, denn was er angriff — mißlang. Im Beginne seiner meisterlichen Laufbahn anfangs der 70er Jahre, wo es beinahe Allen und Jedem gut ging, da ging es auch ihm gut: als es aber an allen Enden und Ecken krachte, als seine Hauptkunden, die Arbeiter und kleinen Geschäftleute theils weggogen, theils zahlungsunfähig wurden, mußte er von seinen vier Gesellen einen nach dem andern forschicken und anfangs der 80er konnte er es ganz gut mit einem Lehrlingen machen, ja oft hatte er selbst für diesen keine Arbeit. Das Ersparte und was seine Frau ihm in die Ehe gebracht war bald zugelegt. Seine vier kleinen Buben machten ihm auch nicht wenig zu schaffen, denn bis solche Trabanten alle Tage fünfmal gegessen haben! du lieber Gott! und dann noch Kleider, Schulgeld u. s. w. Sein Weib wollte auch mithelfen zu verdienen und tagelöhner in der Stadt herum als Wasch- und Putzfrau, doch diese Art von Verdienst war für das etwas schwächliche Weib zu anstrengend und nach einem halben Jahre erklärte der Arzt auf's Entschiedenste: daß Frau Pechler alle derartigen harten Arbeiten unterlassen müsse, wenn sie noch länger leben wolle. Einen andern, ihr mehr zusagenden Berufsweig konnte die Frau trotz allem Nachfragen nicht ausfindig machen, denn alles war überlegt; und doch konnte der Mann allein nicht mehr so viel aufbringen, als zur Beschaffung von Hauszins und sonstigen Lebensbedürfnissen nöthig war. Sein Kredit war auch bald erschöpft, denn wenn das Zahlen stockt, steht es auch mit dem Vorgen schief. Nun wurden sämtliche lebenden Verwandten angepumpt, da diese aber selber zu kranken hatten, so schaute nicht viel dabei heraus und Pechler war jenem kritischen Standpunkte nahe, wo der Gerichtsvollzieher nur noch eine Frage der Zeit ist. —

Pechler'n gegenüber in einem modernen, hübschen Hause wohnte ein reicher Herr, der die meiste Zeit zum Aerger seiner weniger bemittelten Nachbarn mit der langen Pfeife zum Fenster

hinaus guckte und überhaupt, so viel man sehen konnte, ein herrliches Leben führte. Der Herr hieß Reiser und war so Mitte der Sechzig. Sein rascher aufrechter Gang, die gerade stramme Haltung und das Schneidige und doch leicht Bewegliche, das sich in seiner ganzen Gestalt ausdrückte, ließen ihn eigentlich jünger erscheinen. Und doch war er schon eisgrau, das Gesicht aber von einer ungewöhnlich frischen Hautfarbe. Herr Reiser ließ seit Jahren bei seinem Nachbarn arbeiten, kehrte auch wohl hie und da sonst noch bei ihm an und war eigentlich der am besten zahlende Kunde Pechlers; nur schade daß er so wenig brauchte, denn seine ganze Familie bestand nur aus ihm und einer ebenfalls bejahrten Haushälterin. Eines Tages saß Pechler ganz niedergeschmettert auf seinem Dreifuß. Der Gerichtsvollzieher hatte alles mitgenommen, was er mitnehmen durfte, zugleich eine neue Klage von einem andern Gläubiger übergebend. Keine Arbeit, da Herbst und Winter sehr trocken waren und die Leute die Schuhe ausnützen konnten, sein Weib kränklich und zwei seiner Kinder an dem ge-



Nicht wahr, Mama, das ist der Portier mit der deportirten Kappe.

fährlichen Scharlach darnieder liegend, dazu kein Brod, kein Geld und zu allem Ueberfluß war ihm von seinem Hauswirth die Wohnung gekündet worden, weil er seit drei Monaten nur den halben Miethzins bezahlen konnte. Der arme Teufel wußte sich nicht zu helfen, jeder Ausweg schien ihm verammelt.

Ja, wenn ihm jetzt nur einer helfen würde, wenn am Ende Herr Reißer — dachte er so laut vor sich hin, — da trat dieser plötzlich in seine Werkstätte und bemerkte das trübselige Aussehen des Meisters. „Nun wo fehlt denn, Herr Nachbar?“ „Ach Gott Herr Reißer, wo fehlt es doch bei unsrer einem und bei diesen Zeiten“ und im Anfange etwas stockend, dann mit steigender Bewegung und schließlich mit merkwürdiger Verehsamkeit erzählte Pechler seine Lebens- und Leidensgeschichte, wie er nach und nach anstatt vor- nur rückwärts gekommen sei und jetzt nicht wisse was er anfangen soll, da seine Lage ein trostloses Bild menschlicher Sorgen und Kümernisse darbotete. „Ja“ schloß er hoch aufathmend „wenn mir Jemand an die Hand ginge, damit ich meine drängenden Gläubiger befriedigen könnte, wenn — wenn“ — so ging er erst langsam, dann immer gewaltiger auf sein Ziel los — „wenn Sie mir, Herr Reißer, nur zweitausend Mark leihen wollten, dann wäre ich geborgen. Sie können es ja und haben schon so Vielen Gutes gethan, — bitte helfen Sie auch mir; Gottes Segen wird auf Ihnen ruhen“ und auch Anna, Pechlers Frau, bat mit aufgehobenen Händen und rührender Stimme „Bitte Herr Reißer, helfen Sie uns, wir wollen ja alles thun um Ihnen die Summe wieder zurückzuzahlen.“ Herr Reißer, der sich inzwischen bequem auf zwei Hocherle gesetzt hatte, sah bald Pechler bald seine Frau an. „Zweitausend Mark sagen Sie? Mit dem wäre Ihnen geholfen? Mit dem wäre Ihnen nicht geholfen, nicht mit zwei-, nicht mit drei-, ja nicht einmal mit sechs-tausend Mark.“ Beide Eheleute schauten groß auf. „Ja schauen Sie nur! Bei Ihnen lieber Meister fehlt es ganz wo anders!“ „Aber ich habe doch immer fleißig gearbeitet, meine Arbeit war gut, ich bin wochenlang nicht aus dem Hause gekommen und war zufrieden, wenn ich Abends eine Halbe Bier trinken konnte“ wagte Pechler schüchtern einzuwenden. „Ja, fleißig und thätig waren Sie, ebenso geschickt und ein sehr solider Bürger. Aber glauben Sie, bei den jetzigen Zeiten sei es mit dem abgethan? Wie glauben Sie, daß ich mein Vermögen errungen habe? Ich kann Sie versichern — doch ich will Ihnen erzählen, dann urtheilen Sie selber. Ich bin das

Kind einer armen ledigen Wäscherin, wurde rauh und in Entbehrungen aller Art aufgezogen, lernte dann mit Hilfe guter Menschen das Schlosserhandwerk bei einem Meister aus der alten Schule, und die griffen uns Lehrbuben nicht mit Samthandschuhen an. Später ging ich auf die Wanderschaft. Ja ich habe ein richtiges Kelleisen auf dem Rücken herumgeschleppt, nicht wie die neumodischen Handwerksburschen ein winziges Reisetäschchen. Ich arbeitete in mehreren großen Städten Deutschlands, immer aber mein eigentliches Reiseziel — Amerika — vor Augen. Endlich in Bremen erwischte ich einen Kapitän, der versprach mich für die Hälfte des üblichen Fahrpreises mitzunehmen, wenn ich auf dem Schiffe kräftig mit Hand anlegen wolle bei jeglicher Arbeit, was ich freudig einging; Gott weiß, ich habe die andere Hälfte sauer abverdient. Genug; nach acht langen Wochen kam ich halb todt nach New-York. Ich trieb nun alles mögliche nur um Geld zu verdienen, hin und wieder auch auf der Profession, und als ich mir ein paar hundert Dollar erspart hatte fing ich ein eigenes Geschäft an in einem kleinen aber rasch aufblühenden Städtchen. Ich will Ihnen nicht vormalen was ich durchmachen mußte, aber das kann ich Ihnen sagen, es blieb mir keine Widerwärtigkeit erspart, denn in Amerika ist es nicht leicht ein Geschäft zu gründen, dazu gehört Geld. Aber ich gab nicht nach, es mußte gehen und es ging! So wie ich mich ein wenig rühren konnte, richtete ich einen kleinen Laden ein. Wie ich aber sah, daß das Publikum lieber die fertige Waare kaufte — als bestellte, war ich so geschick und ließ billige Waaren kommen, es hatte allerdings Harz, bis ich solche bekam, aber ich gab eben nicht nach, ich schrieb und schrieb so lange an die Fabrikanten, bis ich Waare auf größere Vorgriff erhielt; und zwar nicht nur von einem oder zweien, Gott bewahre: wo ich eine Adresse ausfindig machen konnte, dahin wurde hingeschrieben. Auch sonst wehrte ich mich; wo ein Neubau war, selbst wo nur eine einzelne Thüre angeschlagen wurde, ging ich hin und empfahl meine Fabrikate, kein Weg war mir zu weit, kein Schritt zu viel, wenn es dem Geschäft galt. Dabei stellte ich nur solche Arbeiter dauernd ein, die rasch, gut und schön arbeiten konnten, andere, die mir so lange an der Arbeit herumtrödelten und sie sozusagen nicht mehr aus der Hand ließen, wurden ohne Gnade fortgeschickt. Wie die Leute sahen, daß ich meine Arbeit rasch, solid und verhältnißmäßig billig herstellte, erhielt ich eine Lieferung und Arbeit nach der

ändern, vergrößerte mein Geschäft nach Bedarf und war in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein wohlhabender Geschäftsmann. Nach 25 Jahren konnte ich mein Anwesen sehr gut verkaufen und zog wieder heim in mein liebes Deutschland, meine alten Tage unter alten Bekannten zu verleben.

— So, das ist meine Geschichte, aber sehen Sie, wenn ich Ihnen dreitausend Mark gebe, dann bezahlen Sie die drängendsten Gläubiger; die andern, so wie sie erfahren, daß die Aergsten befriedigt sind, drücken nach und klagen bis dort hinaus! Wie Sie selber sagen, belaufen sich Ihre Schulden auf 1500 Mark; rechnen Sie die Unkosten dazu, dann sind nahezu 2000 fort, mit einem Worte, ich wäre dann der Ihre Gläubiger bezahlt hätte, und nachher? Nachher wären Sie wieder ruhig auf ihrem Stuhl hingesessen und hätten darauf los geflickt und ehe ein Jahr herumgegangen hätten Sie den Rest zugelegt und noch mehr Schulden und Sorgen als vorher! Sie sehen, ich kenne diese faulen Geschichten und kann Ihnen vorderhand nicht helfen, thut mir leid!“ Herr Reifer erhob sich und ging, kurz grüßend, hinüber in seine Wohnung. „Ach ihr Reichen!“ jammerte Pechler. „An eurer Selbstsucht wird die Welt noch zu Grunde gehen, ihr habt es zu verantworten, wenn einmal alles was schön und groß und edel ist, niedergetreten wird!“ „Aber Recht hat er eigentlich doch“ meinte seine Frau

nachdenkend „bei uns ist leider alles, alles verloren!“ Nun wurde noch zum Ueberfluß die Gant gegen Pechler ausgesprochen, aber wegen Mangel an Massvermögen bald wieder aufgehoben, so daß er auch noch in allen Zeitungen herum kam. Eine Reihe von Widerwärtigkeiten entleideten ihm das Leben, und nirgends kein Trost, kein Lichtblick, die Gegenwart fast unerträglich, die Zukunft düster! Pechler mochte gar nicht mehr daheim sein, das Glend war ihm zu groß, und er streifte halbe Tage lang in der Umgebung der Stadt herum. Bei diesen Streifereien kam er auch in eine Gegend, wo Schutt und die sonstigen Abfälle aus der Stadt abgeladen wurden und zur Auffüllung eines großen Sumpfes dienten. Zerstreut unter allerlei Kehricht bemerkte er auch eine



Bräutwerber: Die modernen Verhältnisse entschuldigen es, wenn ich frage, wie viel Sie Ihrer Fräulein Tochter Mitgift geben.

Rentier: Die modernen Verhältnisse entschuldigen es auch, wenn ich frage, wie viel Schulden Sie haben?

Menge alter Schuhe und da trotz seiner miserablen Stimmung der Geschäftsmensch in ihm nicht ganz untergegangen war, hob er einen und den andern auf. Einige Paare, die wahrscheinlich aus guten Häusern stammten, befanden sich in noch recht ordentlicher Verfassung und Pechler, kurz entschlossen, sammelte dieselben, band sie mit einem ebenfalls gefundenen Stricke zusammen und lud den Hund einem der heimkehrenden Wagen auf. Zu Hause wurden sie sorgfältig verlesen, die ganz unbrauchbaren zur Heizung benützt, die andern mit billigem Leder geflickt und an einen Feilsträger verkauft, der sich bereit erklärte auch ferner derartige billige Waare recht gerne zu kaufen. Endlich Licht! Pechler ging noch weiter. Anmirt durch diesen kleinen Anfang schickte er seine Frau in alle

bessern Häuser, alte Schuhe einzusammeln; da dies zu-
erst einige Schwierigkeiten hatte, so kaufte sie Lumpen,
die alten Schuhe und Stiefel so nebenher einhandelnd.
Und merkwürdig! die Leute hatten die blasse, stille
Frau gerne und gaben willig zu den angebotenen
niederen Preisen. Wechler schaffte jetzt auf Nord
und Brand und stellte noch einen Gesellen ein.
Musste er auch billig verkaufen, ja sogar sehr billig,
so schaute doch etwas dabei heraus, es war immerhin
ein baarer Umsatz, zehnmal besser als schlechte Kunden-
arbeit. Als der Lederhändler sah, daß Wechler wieder
fleißig baar bezahlte, bot er ihm von selbst eine grö-
ßere Partie billiges Leder an, das er schon lange gerne
losgehabt hätte und gewährte sehr günstige Zahlungs-
bedingungen. An seiner Werkstätte, die er auf
dringendes Bitten wieder behalten durfte, leate Wechler
die bessere Waare aus, die rasch unter den Landleuten
Abnehmer fand. Nun ging es noch hinter die Lumpen.
So manche alte Hose und Weste fand sich vor, die
noch entsprechend ausgearbeitet werden konnte; ja
sogar einzelne Röcke hatten sich darunter verirrt,
die auch gut abzusetzen waren. Kurz, nach Verlauf
eines halben Jahres hatte Wechler sein Selbstver-
trauen wieder und sah heiterer in die Zukunft.
Sein Geschäft erforderte jetzt allerdings Anspannung
aller Kräfte, aber Wechler befand sich recht wohl dabei
und fortirte und flüchte halbe Nächte lang, ja nun
konnte er es auch wieder über sich gewinnen, seinen
Herrn Nachbar freundlich zu grüßen, dem er seither
änastlich ausgewichen war. Und wiederum eines
schönen Tages trat Herr Meister in seine Bude und
nachdem er einige gewagte Sprünge über Hausen von
Gegenständen aller Art glücklich riskirt hatte, grüßte
er Wechler freundlichst, fragte nach dem Wohlfsein von
Frau und Kindern und bestellte ein Paar neue
Stiefel. „Sagen Sie mal, Meister Wechler, seit
wann treiben Sie denn Handel?“ „Seit wann? Nun
das kommt glaube ich von Ihrer Geschichte her, die
Sie mir damals erzählt haben, ich habe jetzt den Ver-
such gewagt und ich meine fast ich habe gewonnen!
Es ist ein anderer Geist in mich gefahren; die Träu-
mereien und das Nachdenken, woher etwa das Geld
kommen könnte, haben jetzt aufgehört, das Neue
ging nicht, dafür geht das Alte und wenn ein Paar
Jahre herum sind, so kann ich am Ende wieder voll-
ständig schuldenfrei sein, meine Ehre ist gerettet und mein
Kredit wieder hergestellt.“ „So ist's recht, Meister, und
dazu will auch ich mein Scherflein beitragen. Ich
habe mich heute für Sie bei der hiesigen Vorschuß-
Bank verbürgt, wodurch Ihnen ein Kredit bis zu

3000 Mark offen steht; benützen Sie ihn weise, denn
ich sehe Sie sind auf zutem Wege! Wenn ein Mensch,
und sei er vorher gewesen was er wolle, das Ge-
ringste auszunützen versucht, wird er nie untergehen;
aber Einer, der da meint, er müsse absolut bei dem
bleiben, das er bisher getrieben und nicht der Neuzeit,
das heißt dem Willen des Publikums Rechnung trägt,
der, sage ich, ist verloren, denn ein wahres Sprich-
wort lautet: Jeder ist seines Glückes Schmied. Adieu
Meister, seien Sie klug beim Handel, sparsam als
Hausvater, unermülich im Geschäft und haben Sie
stets vor Augen, daß ein fester Wille alles erreicht,
was zum eignen Nutzen, zur Wohlfahrt der Mit-
menschen erforderlich ist; dann dürfen Sie versichert
sein, daß Gott Ihr Werk stets segnen wird, aber
faulen und nichtnützigen Menschen ist Gottes Hilfe
nicht am nächsten und wenn sie noch so in der Noth
sind, denn die kommen nie aus der Noth heraus.“

Und die Moral?! Der Wanderer hat diese wahre
Geschichte deshalb erzählt, damit der geneigte Leser
steht, wie sich so manches doch noch ändern läßt,
ohne daß man gerade zu verzweifeln braucht. So
manches wird weggeworfen, das sich noch ganz gut
zu Geld machen ließe; ein berühmter Staats-Ökonom
hat einmal gesagt: Dreck und Urath sind nur Worte
am unrechten Plage. Es braucht nicht gerade jeder
ein Peilträger zu sein oder zu werden, er hat am Ende
doch etwas zu verkaufen, ohne daß er es weiß! Der
Wanderer hat schon Viele gekannt, die groß ange-
fangen — aber klein aufgehört, doch auch wiederum
solche, die klein angefangen aber groß aufgehört
haben. Jeder muß eben selber sehen, wie er am
besten zu Streich kommt, und den Kopf nicht gleich
verlieren, sonst ist alles verloren. Der Mensch
muß in solchen Dingen sein wie ein Gummiball:
je ärger man einen solchen auf den Boden wirft,
desto ärger juht er wieder in die Höhe und je mehr
das Eisen durchgewalzt wird, desto reiner und fester
wird es, und damit Gott befohlen!

„Man bittet zu Klingeln.“

So hatte ein im 4. Stock wohnendes Schneiderlein
unten an seine Thürlocke geschrieben. „Den kleinen
Gefallen kann man dem Manne schon thun“ dachten
die Studenten und ein jeder, der bei Tag und Nacht
vorüberging, zog an der Glocke, bis der arme Nadel-
künstler endlich zur Verzweiflung getrieben, die ein-
ladende Aufschrift entfernte.

Der Fischer = Marte vom Bodensee *).

Erstes Kapitel.

An einem Juliabend des Jahres 18. . lag der Spiegel des Bodensees ruhig im herrlichsten Blau des Himmels schimmernd. Die mit Nebgelände, Obstgärten und saftigen

Wiesengründen bedeckten Hügel am jenseitigen Ufer, aus welchen Dörfer, Schlösser, Burgen und Kirchen mit seltsam grünen Dächern freundlich winkten, erschienen wie die Fußhemel der alten Bergriesen, die ihre trotzigen, im Scheine der niedergehenden Sonne roth glühenden Häupter zum wolkenlosen Himmel emporreckten. Von all' der Pracht schien der Wanderer der hastigen Schrittes secaufwärts eilte, nichts zu bemerken.

Martin Brunner oder der Fischer = Marte, wie er daheim im Dorfe hieß, war ein breitschulteriger, hochgewachsener Mann von etwa 22 Jahren. Sohn rechtschaffener, aber armer Eltern, hatte er keine andere Wahl gehabt, als dem Beruf seines Vaters folgend Fischer zu werden. Von frühester Jugend an hatte er den Sommer über statt in die Schule zu gehen mit dem Vater auf den See hinausfahren müssen, um diesem das kärgliche Brod verdienen zu helfen. Nur im Winter, wenn das Eis dem Fischfang Einhalt gebot, konnte er die Schule besuchen, blieb so stets hinter seinen Altersgenossen zurück und mußte sich endlosen Spott seiner Kameraden gefallen lassen. So kam es, daß der Kleine scheu wie ein Verfehmter auf den größten Umwegen zur Kirche und Schule schlich. Dann warf er sehnsüchtige Blicke nach dem Sänctis, als wollte er fragen, ob der ehrwürdige Alte nicht bald seinen weißen Mantel abstreifen würde. Wenn dies geschah und die Schneemassen sich immer mehr von den Schultern des Berges lösten, um in die Tiefe hinabzurollen und die Wasser des Sees zu schwellen, dann jauchzte die verschüchterte, angstvolle Seele des Fischerknaben auf: es nahte dann die Zeit wo er hinausrudern durfte auf der einsamen Fläche, um den Hechten, Forellen und Felschen nachzuspüren.

Wenn aber der Herbst wieder nahte, schwand auch der Frohsinn des Knaben. Dann saß er

*) Die Geschichte beruht auf wirklichen Erlebnissen. Der Verfasser hat der traurigen Katastrophe in Mexiko selbst beigewohnt.

scheu und in sich gekauert vor der Hütte und warf wehmüthige Blicke nach der Krone des riesigen Nußbaumes, der hart am Strand des Sees wurzelte; denn dort zwitscherten ihm seine Lieblinge, die Staaren, die letzten Grüße zu.

Endlich kam der ersehnte Tag, an welchem Marte aus der Schule entlassen wurde und völlig dem Gewerbe seines Vaters obliegen konnte. Eines Tages mußten die Fischer lange vor Anbruch des Abends heimkehren, da ein tobender Wind das Gewässer zu stark aufgeregte hatte, um fischen können. Kaum war es Nacht geworden, so verdoppelte sich die Wuth des heulenden Böhs und jagte den Dsicht des wildschäumenden Sees bis vor die Thüre der Fischerhütte.

Nach althergebrachter Sitte waren die Fischerleute vor dem Kreuzfix, dem einzigen Schmucke des ärmlichen Zimmers, niedergekniet, um gemeinsam ihr Nachtgebet zu verrichten. Eben las die Mutter



Megger: Was willst, Kleiner?
Bub': Bitt' schön! Zwei Würste, aber rechte große, sie sind für einen Kranken!

aus dem Buch: „In aller Angst und Noth, o Herr, sei du unser starker Führer und Retter“ — da klopfte es an das Fenster der Hütte und man hörte den ängstlichen Ruf des Grenzwächters: „Klaus, Klaus, es sind Menschen auf dem Wasser verunglückt, sie schreien jämmerlich um Hilfe“. Hastig sprang der alte Mann auf, langte seinen Zwischkittel von der Ofenstange herunter und wollte eben mit seinem Sohn die Stube verlassen, als die Mutter ihnen den Weg vertrat und rief: „Beim heiligen Nepomuk, unserem Schutzpatron, siehe ich: bleib. Wollt ihr mich alte gebrechliche Frau hier hilflos zurücklassen?“ Einen Augenblick betrautete der alte Fischer sein Weib mit vorwurfsvoller Miene, dann schob er sie sachte bei Seite mit den Worten: „Aber Liebeth, es sind ja Menschen, die um Hilfe rufen. Schäm dich alte Liebeth.“ Klaus eilte mit seinem Sohne, beide mit Haken wohl versehen, an's Ufer, band sein Boot los und fuhr hinaus. Während die wackeren Männer gegen die Wellen ankämpften und bald in dem undurchbringlichen Dunkel der Nacht verschwanden, zündete die Mutter mit zitternden Händen eine Fackel an, besetzte sie an einem Pfahle und starrte halb verzweifelt in die Nacht hinaus, bis wirre Laute, vom Wind getragen, an ihr Ohr drangen und ihr bewiesen, daß die Retter an der Unglücksstätte angelangt waren. Aber bald war wieder alles verstummt; nur das tiefe Stöhnen der Sturzwellen, welche ihren Gischt weit auf's Ufer hinausspritzten, unterbrach die unheimliche Stille. Da sank das arme geängstigte Weib auf die Kniee und rief mit erschütterndem Flehen zum Himmel empor: „Herr hilf um meiner Sündenlast willen, o Herr, sei ihnen gnädig!“

Endlich wurde ihr Flehen erhört. Gleich einem Pfeile flog das Boot über's Wasser zurück. Ueber drei Stunden lang hatten die drei Schiffer vom jenseitigen Ufer, welche einen Fremden, der nun im See versunken war, herüberfahren wollten, auf dem umgekappten Schiffe mit dem Tode gerungen, bis sie von den muthigen Rettern erlöst wurden. Vergeblich forschte der alte Fischer mehrere Tage lang nach der Leiche des Unglücklichen. Er war spurlos in der Tiefe verschwunden. Marte aber fand am Strande einen schönen großen Stock aus ungarischem Rothholz, auf dem die Buchstaben M. M. und die Jahreszahl 1750 eingegraben waren. Klaus hing ihn neben dem Kreuzfix in der Stube auf.

Am zweiten Tage wurde er von schwerem Fieber erfaßt und legte sich nieder um nicht wieder aufzustehen. Als die ersten Staaren wieder auf den

Nesten des Nußbaumes sich schwingen und der Frühling verkündigte, standen alle Fenster der Hütte weit offen, drinnen aber lag die Leiche des alten Klaus auf dem dürftigen Lager. Nachdem der Todengräber die letzte Schaufel Erde hinabgeworfen, nahm die Mutter den Marte bei der Hand und führte ihn an ein Grab ohne Kreuz, welches hart an der Kirchhofsmauer lag. Dort kniete sie nieder, weinte heftig und fing an inbrünstig zu beten. Als Marte fragend seine Mutter anblickte, antwortete diese nur: „Hier ruht eine arme, brave Unglückliche.“ Das genügte dem wackeren Sohn. Wer bei seiner Mutter als brav und unbefcholten galt, der war es auch für ihn. Darum sank auch er vor dem unbekanntem Grabe nieder und vereinigte sein Gebet mit dem der Mutter. Zwei Tage nach der Beerdigung griff er wieder zum Ruder, denn jetzt lag ihm allein die Pflicht ob, für seine alte Mutter zu sorgen. Vom Morgen bis zum Abend arbeitete er unermüdet und freudig. Nur eine Sorge nagte beständig an seinem Herzen, nämlich die bange Frage, wann er die gebrechliche Alte werde verlassen müssen, um seiner Militärpflicht zu genügen.

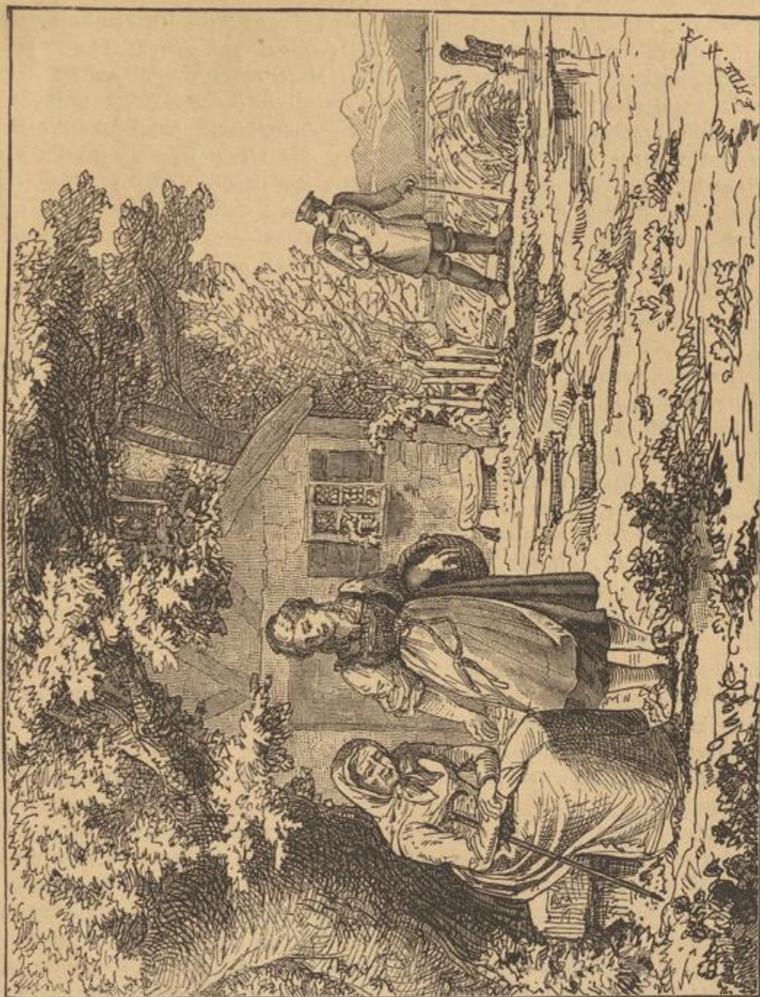
Und der gefürchtete Tag traf ein.

Schwer war der Abschied des Rekruten von der alten Frau, die so ihren Ernährer verlor. Während die anderen Bursche mit lustigem Gesang abzogen, rannen ihm schwere Thränen über die bleichen Wangen. „Behüt' dich Gott, Marte, sei ehrlich und gehorsam, vor allem folge dem Großherzog,“ so lauteten die schlichten, treuherzigen Abschiedsworte der alten Frau.

Bald wurde er Soldat mit Leib und Seele, denn er sah ein, wie nothwendig die stramme Behandlung war, um alles Eckige und Kantige an seiner Person abzuschleifen. Er schien wie umgewandelt und seine Vorgesetzten blickten mit Wohlgefallen auf den Seehasen. Mit dankbarem Herzen für die tüchtige Schule, die er hier durchgemacht, kehrte er nach bestandener Dienstzeit mit dem Urlaubsschein in die Heimat zurück. Schon streifte sein Blick den alten Nußbaum, den Liebling seiner Kindheit, da hielt er plötzlich inne. Unter dem Baume saß seine alte Mutter mit gefalteten Händen vor einem jungen Mädchen, das ihr eifrig zusprach. Laut pochte ihm das Herz. Er glaubte sich zu täuschen, — aber nein, er erkannte sie bestimmt, es war des reichen Müllers Tochter. Das Mädchen, dessen Vater und Bruder die Seinigen so gierig haßten, sprach vertraulich und herzlich mit seiner Mutter. Am liebsten wäre er rasch umgekehrt und hätte sich im Schilfbruch versteckt, bis die Tochter seines Quälers sich entfernt haben

würde. Aber zugleich beschlich ihn die Ahnung, daß gerade Gertrud sich der Mutter während seiner langen Abwesenheit liebevoll angenommen habe. Eine gewaltige Neugier, diese seltsame Fügung kennen zu lernen, trieb ihn vorwärts. Kaum hatte er die letzten

Gott, Marte.“ Dabei hingen die großen Augen unter den langen Wimpern mit lächelndem Wohlgefallen an der Gestalt des jungen Mannes. Marte nahm etwas zögernd die gebotene Hand in die seinige und schaute, den Blicken Gertrud's ängstlich



Er vernahm den lauten Aufschrei Gertrud's: „Jesus, Lisbeth, der Marte kommt!“

Schilfrohre hinter sich, so vernahm er auch schon den lauten Aufschrei Gertrud's: „Jesus, Lisbeth, der Marte kommt!“ Der Grenadier war bei dem Rufe wie angebonnert stehen geblieben, aber das Mädchen eilte auf ihn zu und streckte ihm beide Hände entgegen und sagte mit tief bewegter Stimme: „Grüß

ausweichend, immer nach der Mutter, die nun zitternd herbeiwankte. Als sich aber beider Blicke endlich doch trafen, da wiesen die Zeiger ihres Herzens, die Augen, deutlich wie viel Uhr es dort geschlagen hatte. An jeder Hand eine der Frauen führend, schritt Marte nach dem Nußbaum, in dessen Schatten sie sich zum traulichen

Gespräche niedersehten. Es schien, als hätten sich diese drei immer nur im Glück gekannt, so freudig und herzlich waren die Worte, welche sie tauschten. Als endlich die Dämmerung Gertrud gemahnt, daß es Zeit sei, nach der Mühle zurückzukehren, bestürmte Marte seine Mutter, ihm zu erzählen, wie es denn gekommen sei, daß Gertrud so traulich mit ihr verkehre. „Lieber Marte,“ antwortete die Alte „als du fort warst, warf mich der Schmerz und die Einsamkeit auf's Krankenlager. Zwei Tage lang war ich ohne Hilfe dagelegen, als sich leise die Thüre öffnete und Gertrud schüchtern eintrat mit der Frage, wie es mir gehe. Sie fing an, alles zu ordnen und zu reinigen, als wäre sie in unserer armen Hütte aufgewachsen und pflegte mich von da an, als ob ich ihre Mutter wäre. Ihr zutrauliches Benehmen rührte mich oft zu Thränen, besonders wenn ich bedachte, welchen Mißthelligkeiten sie sich zu Hause aussetzte.“

Manchmal kamen wir auch auf dich zu sprechen, und immer öfter hat sie mich, von dir zu erzählen. Da merkte ich wohl, wie es in ihrem Herzen ausfah und sie gestand auch frei heraus, daß sie seit ihrer frühesten Jugend eine tiefe Neigung für dich empfunden habe. Ich beschwöre dich aber, Marte, diesem Traum nicht nachzuhängen und Gertrud, des reichen Müllers Tochter, so gut sie auch ist, nie für dich zu begehren, denn es besteht zwischen euch beiden eine Scheidewand, welche du als mein Kind nicht durchbrechen darfst. Ich habe heute in eurer Augen gelesen, was in eueren Herzen vorging; darum warne ich dich, damit die Reue nicht zu bitter wird.“ Mit diesen Worten erhob sich die Mutter und wankte der Hütte zu, während Marte ihr mit vorwurfsvoller Miene nachsah. Bald aber flog wieder ein fröhlicher Zug über sein Gesicht.

„Eine Scheidewand“ rief er „ja, der Reichtum des Müllers, aber der macht mir keine Sorge. Die Hauptsache ist, daß Gertrud mich Verachteten liebt. Das haben mir ihre Augen laut genug verkündigt. Aufjauchzen möchte ich vor Lust, daß die Berge drüben davon wiederhallten. Daß mich armen Fischerbuben ein so braves Mädchen lieb haben kann!“ —

Zweites Kapitel.

Siebzehn Jahre sind seit diesem Abend verfloßen. In Saltillo, einer Stadt im Norden Mexikos, hatte die Vorhut des französischen Heeres, die hauptsächlich aus den Bataillonen der Fremdenlegionen bestand, ihr Winterquartier bezogen. Der kommandirende General

war gezwungen worden, das Regiment von dem Rio Grande, bis wohin dasselbe die Guerillas (die ausländischen Einheimischen) verfolgt hatte, zurückzuziehen, weil eine Menge Fremdenlegionäre einfach den breiten Grenzstrom durchschwammen und in's Land der Freiheit desertirten, und der General mußte hohe Preise für die Einfangung der Entflohenen aussetzen. Noch mehr Sorge aber bereitete ihm die Hiobsbotschaft, daß der Bürgerkrieg im Norden beendet war. In ganzen Schwärmen kamen die wohlbewaffneten und kampferprobten Nordamerikaner den bedrängten Brüdern zur Hilfe, um denselben ihre Unabhängigkeit wieder zu erobern. Deshalb war auch in Saltillo beschloßen worden, daß nach Ablauf der Regenzeit die ganze Heeres säule noch einmal an den Rio Grande hinaufmarschieren sollte, um die Guerillas über die Grenze zurückzuwerfen oder unbarmherzig niederzumachen. Unter siebthaftester Thätigkeit der Truppen rückte denn das Ende des kurzen, aber desto empfindlicheren Winters herbei. Die düsteren Wolken und der feuchte, graue Nebel, welche schon seit vier Wochen wie eine bleierne Last auf der Stadt gelegen und die ganze Landschaft eingehüllt hatten, begannen sich jetzt über Mittag zu theilen, so daß die Sonne mit ihrer wohlthuenden Wärme durch dringen konnte und man die riesigen Häupter der Sierra Madre in ihrem Glanze funkeln sah. Auch das Bild in den Straßen gestaltete sich anders. Während der Regenzeit hatten nur Nothhosen schreiend die Straßen durchzogen, so daß diese einem großen Heerlager geglichen hatte. Die ersten Sonnenstrahlen lockten die hübschen Frauen und Mädchen wieder auf Straßen und Plätze. Die jungen Herren in ihren Sarabbo eingehüllt, hielten auf feurigen Anbalustern reitend, ihre Fensterparaden ab oder drängten sich im Kreise um das Roulett, das auf dem Marktplatz aufgestellt war, ihre Habe, wenn nicht ihr Leben auf's Spiel setzend, denn nicht selten bligten am Abend die Dolche und Skalpirmesser. Selbst die Indianerweiber sah man wieder in langen Reihen unter der Last der Landeprodukte schwer dahin keuchen, während ihre Männer auf kleinen Steinfeln nebenher ritten, um auf dem Marktplatz die Vorräthe, welche die braunen Weiber schleppten, zu verkaufen und den Ertrag wieder zu vertrinken. Besonders lebendig ging es auf dem Hauptplatz der Stadt her. Dort hatte der General im Palaste des Präfecten sein Quartier aufgeschlagen. Während sich unter den Arkaden des stattlichen Gebäudes Offiziere, Ordonnanzen und Kuriere drängten, schritt vor der gegenüber liegenden Haupt-

wache ein stattlicher Soldat, dessen Brust das Kreuz der Ehrenlegion schmückte, das Gewehr stramm im Arm gemessenen Schrittes auf und ab. Obgleich das Gesicht des Mannes gealtert ist, und sich um den Mund ein herber Zug gelegt hat, erkennen wir doch in ihm den Fischer-Marte, den wir auf der Bank unter dem Nußbaum am Gestade des Bodensees in seligen Träumen sich wiegend verlassen haben. Folgen wir seinen schweren Gedanken; sie führen uns zurück in jene längst entschwundene Zeit.

Lange hatte er an jenem Abend da gefessen und das Bild seiner Zukunft mit all' den Farben geschmückt, welche die Liebe der Phantastie leiht. Am anderen Tage, noch ehe der Morgen graute, hatte er zu den Fischergeräthen gegriffen, um seine Arbeit wieder aufzunehmen, als hätte er nicht Jahre lang statt des Nezes und Angelhafens die Waffen geschwungen. Draußen auf der stillen Wasserfläche hielt er sein Boot an und seine Blicke schweiften hinüber zum Pfänder, an dessen Fuß das liebliche Bregenz sich in den Wellen wiegt. Als die ersten Sonnenstrahlen den Gipfel des Berges umblitzten und die Glocken der Städte und Dörfer an beiden Ufern zum Morgengebet mahnten, da zog es auch den einsamen Fischer auf die Kniee und fast frampfhaft hob er die gefalteten Hände zu Dem empor, der die Wege der Menschen



Herr: Wo wollen Sie denn mit dem Grafe hin?

Bauer: Nun, ich hab' gehört, daß der Löwenwirth in der Stadt Lust hat, meine Wiese zu kaufen, da gehe ich jetzt zu ihm und bringe ihm gleich ein Schnittmuster davon.

ebnen, die Wogen des Sturmes glätten kann. Dann verbrachte er den Tag in fieberhafter Arbeit, mit aller Macht der Seele den Feierabend herbeisehnend, an welchem er Gertrud wiedersehen sollte. Als er aber um die Dämmerungstunde nach dem Nußbaum eilte, fand er die Ersehnte nicht. Bis Mitternacht harrete er aus. Endlich suchte er traurig sein Lager auf durch die Hoffnung getrübet, Gertrud am Sonntag in der Kirche zu treffen. Aber statt ihrer sah er beim Herausstreten den Hansjörg, der auf der Treppe vor der Schenke ihm höhnend die Faust entgegenstreckte. Doppelt geängstigt um Gertrud eilte er seiner Hütte zu, wo bald nach ihm der alte Grenzer eintrat und ihm schmunzelnd einen Brief überreichte mit den Worten: „Vom schönen Kraudel, Fischer-Marte.“ Zitternd überflog er die Zeilen, worin ihm Gertrud mittheilt, daß ihr Vater ihren Umgang mit der Wittve seines Todfeindes entdeckt habe und sie sofort zu einer Base im Lande drinnen schicken werde. Die Schlüßworte

„Bleibe du mir, was ich dir sein will, dann vermag weder die Macht des Geldes noch die blinde Rache bößer Menschen das zu lösen, was im Himmel gebunden ist“ erhoben ihn selig über das Gefühl der Enttäuschung und erfüllten sein Herz mit freudigster Hoffnung.

Mittlerweile brach die schwere Revolutionszeit herein. Noch ehe der Friede wieder in's Land gekommen, klopfte ein düsterer Bote an die Thüre der Fischerhütte, um die alte Mutter zum ewigen Frieden abzurufen. Eines Tages war eine bedeutende Verschlimmerung in ihrem Zustand eingetreten und Marte voll Besorgniß in die Stadt gegangen, um ein Linderungsmittel zu holen. Mit der Arznei eilte Marte zurück, den einzigen Wunsch im Herzen hegend, seine Mutter noch am Leben zu treffen. Er ging in Erfüllung, aber nur um sein eigenes Lebensglück auf immer zu zerstören. Als er der Kranken den lindernden Trank reichete, bemerkte er zum ersten Male mit schmerzlichem Erstaunen, wie

alt sie aussah. Schon hatte sich der Todessehweiß in dichten Tropfen auf ihrer Stirne gesammelt und Marte war betend neben dem Bette niedergesunken, als die Mutter sich noch einmal krampfhaft aufrichtete und ihm mit hohlstöhnender Stimme zurief: „Marte, Marte! um Gottes willen vergieb! Versprich mir, du armes betrogenes Kind, daß du uns allen, die an dir gesündigt haben, verzeihst; eher kann und will ich meine müden Augen nicht schließen. Denn wisse, der reiche Müller ist dein Vater. In jenem einsamem Grab ohne Kreuz an der Kirchhofsmauer ruht deine Mutter, meine Tochter. Dort im Schrank hat dir der Großvater schriftlich hinterlassen, was er dir nicht eher anvertrauen wollte, um nicht den kalten Stahl so frühe in dein warmes junges Herz zu stoßen. Ich aber, Marte, kann nicht aus diesem qualvollen Leben scheiden, ehe ich aus deinem eigenen Munde vernommen habe, daß du uns allen, — allen — vergeben hast. Ich möchte jenen beiden armen Seelen dort oben, welche hier auf Erden schon so viel gelitten haben, Ruhe bringen und den Trost, daß du ihnen niemals fluchen wirst.“

Marte hatte eine Zeit lang stieren Blicks in das geisterhafte Antlitz seiner Großmutter geschaut; dann, die erkaltenden Hände der Sterbenden umklammernd, rief er schluchzend mit halb ersticker Stimme: „Mutter! ist eine Schuld an mir begangen worden und habe ich etwas zu verzeihen, so sei es um der Liebe Gottes willen vergeben und vergessen.“

„Vergelt dir's Gott, du armes Kind,“ flüsterte die Sterbende, sank in ihre Kissen und wenige Minuten darauf welkte ihre Seele bei dem Richter, der Herzen und Nieren prüft. Ein seliges Lächeln lag auf ihren Zügen und zeugte davon, daß die Ruhe in ihr Herz zurückgekehrt war, ehe es aufhörte zu schlagen. Lange kniete Marte vor dem Bette seiner Großmutter, deren Worte so manchen dunkeln Punkt seines Lebens erhellt, aber auch sein herrliches Zukunftsbild vernichtet hatte. Dann breitete er ein weißes Linnen über das starre Antlitz der geliebten Todten, die er so lange für seine leibliche Mutter gehalten und schritt schwankend auf den Schrank zu, wo das Vermächtniß seines Großvaters lag.

„Mein lieber Sohn! Wenn du diese Zeilen lesen wirst, modert mein Leib längst in der Gruft und du bist an Körper und Geist ein Mann geworden. Das walte Gott. Darum nimm, was du liefst, als Mann hin und handle als solcher. Es sei ferne von mir, die große Schuld, welche an dir begangen worden ist, irgendwie zu beschönigen. Aber die Rache und Sühne

gebühren allein dem Herrn, der über alle richtet. — Und nun höre: Droben an der Landstraße, unweit der Mühle, steht ein schöner Bauernhof, einst unser Heim und Eigenthum. Ich hatte denselben überschuldet schon frühzeitig von meinen Eltern übernehmen müssen und wäre auf demselben in kürzester Zeit zu Grunde gegangen, hätte mir nicht der Vater des jetzigen Müllers als ächter Freund unter die Arme gegriffen. Dank dieser Unterstützung konnte ich mich auch wieder mit ungetheiltem Gefühle meiner Familie widmen.

Besondere Freude machte mir mein einziges Kind Karoline, deren munteres offenes Wesen oft die Bosken von meiner Stirn scheuchte. Sie hatte bereits das siebente Jahr erreicht, als plötzlich der alte Müller starb und der aus der Fremde zurückgekehrte Sohn als einziger Erbe das Geschäft übernahm. Dieser zeigte sich mir noch mehr zugethan, als sein Vater und voll Hoffnung sagte ich zu den Meinigen: Noch ein paar gute Jahre und wir stehen wieder auf eigenen Füßen. Da wollte das Unglück, daß bei Beginn des kommenden Frühjahrs, unsere Tochter den Fuß brach und wir sie, nachdem die Gefahr vorüber war, um unserer Arbeit nachzugehen, oft allein zu Hause lassen mußten. Obgleich wir nun von Freunden und Bekannten darauf aufmerksam gemacht wurden, daß der junge Müller in unserer Abwesenheit stets unsere Tochter besuche, so waren wir von der Rechtllichkeit des Mannes zu tief überzeugt, um irgend einem Argwohn in unseren Herzen Raum zu geben. Nur bemerkten wir, daß unsere Tochter, obgleich sie von ihrem Unfall wieder völlig hergestellt war, ihre frühere Munterkeit ganz verloren hatte.

Eines Morgens, als sie nicht zur gewöhnlichen Stunde erschienen war, ging meine Großmutter in ihre Kammer hinauf um nach ihr zu schauen. Da sie zu lange ausblieb, folgte ich ihr — aber welche Bestürzung überfiel mich, als ich die Thüre zur Kammer öffnete. Meine Frau lag ohnmächtig auf dem Boden; in dem Bette meiner Tochter aber wimmerte ein neugeborenes Kind. Sie selbst war verschwunden und hatte nur auf dem Tische einen Zettel mit den Worten zurückgelassen: „Vergebt mir, meine theueren Eltern, ich habe euch schwer betrogen. Ich kann euch, mit Schande bedeckt, nicht mehr vor die Augen treten. Laßt es das arme Kind nicht entgelten. Seid ihm — das ist meine einzige, letzte Bitte, wenn mir eine solche überhaupt noch vergönnt ist — was ihr mir in so reichem Maße gewesen. Das Kind tauft Martin; der Müller ist sein Vater. Der Kleine, welcher bei seiner Geburt den ersten und letzten Kuß von

Richtige Vermuthung.

wir erhalten hat, soll das silberne Kreuz, welches ich ihm um den Hals binde, sein Leben lang als einziges Vermächtniß seiner Mutter und zum Andenken an seinen Vater tragen. Das Kreuz allein, das an meinem Herzen ruhte, weiß was ich in der langen, trüben Zeit gelitten habe. Gott sei mir gnädig — ich kann nicht anders. Lebet wohl, auf ewig wohl, geliebte Eltern; o fluchet ihr wenigstens nicht euerem armen Kinde.“

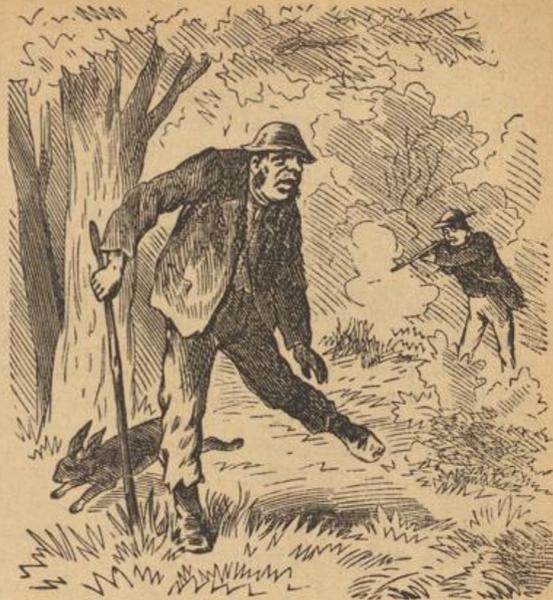
Erlasse mir, Marte, den fast wahnsinnigen Schmerz zu schildern, der mich damals erfüllte, besonders als man am neunten Tage, deine unglückliche Mutter, unser armes Kind, als Leiche landete.

Lange ging ich mit mir zu Rathe, was ich anfangen sollte. Mit einem Manne, der mich so schände betrogen hatte, konnte ich nicht länger Freundschaft halten. Ich verkaufte sofort mein Besitzthum, zog hier herunter auf diesen kleinen Fleck Erde, den ich allein noch mit Recht mein eigen nennen konnte, um mit Gottes Hilfe den Kampf mit dem Leben wieder aufzunehmen. Als ich dem Müller das Geld, welches ich noch schuldete, überbrachte, hielt ich ihm seinen schändlichen Vertrauensbruch vor und verlangte dringend, daß er das Kind anerkennen sollte.

Aber der Mann leugnete hartnäckig die Vaterschaft, selbst nachdem ich ihm den Bettel meiner Tochter vorgewiesen hatte. Da konnte ich meine Wuth nicht mehr meistern: „Schurke“ rief ich, „wenn meine Tochter auch gefallen ist, so ist sie doch nie eine gemeine Lügnerin gewesen. Du sollst sehen, daß ich mein Geschick ertragen werde, wenn ich gleich zum Bettler geworden bin.“ Damit verließ ich das Haus des Müllers und von dieser Stunde an waren wir die bittersten Feinde. Nun, Marte, weißt du alles. Denke du milder über deinen Vater als ich es vermag, denn sein Blut fließt ja in deinen Adern. Mein Segen ruhe auf dir, vielleicht ist dir ein besseres Loos beschieden als deiner Mutter und uns. Lastet aber eine schwere Bürde auf dir, so trage sie als Mann. Nur der Feige verzagt und verliert das Vertrauen auf unser aller Vater.“

Als Marte das Schreiben seines Großvaters gelesen hatte, war ihm die aufkeimende Liebe zur unsäglichen Dual geworden.

Nachdem er die alte Liebeth zur Ruhe getragen, war seine Zukunft entschieden. Fort, rief er, fort



Treiber: Hol' der Teufel die Stadtfäger! Wenn ich der Haas gewesen wär', dann hätt er mich gewiß nit getroffen.

aus diesem unseligen Orte, in die weite, stürmische Welt hinaus, um fremd und unbekannt in ihrem Strudel unterzugehen. Dann raffte er seine Habseligkeiten zusammen, schnürte sie in einen Bündel und trug sie nach Anbruch der Nacht in sein Fischerboot. Noch einmal kehrte er nach der Hütte zurück und vor dem großen Tische in der Mitte des Zimmers stehend, murmelte er: „Hier hat dein Großvater dein Todesurtheil geschrieben, ohne zu ahnen, daß du auf derselben Platte deinen Abschied von Gertrud hinterlassen mußt.“ — Dann zog er aus der Tischlade ein Stück Kreide heraus und schrieb mit fester Hand: „Da der Tod meiner Mutter mir eine Wunde geschlagen hat, die kein Mensch heilen kann und mir aus ihren letzten Worten klar wurde, daß zwischen uns beiden eine unzerreißbare Scheidewand besteht, so ziehe ich in die weite Welt hinaus. Den Grund kann ich dir nicht sagen, muß dir aber dein Wort zurückgeben. Und nun lebe wohl liebe Gertrud, ängstige dich nicht um den Fischer-Marte, denn über ihm wacht Gott, der es so gewollt hat. Mein kleines Heim überlasse ich dem Zahn der Zeit,

damit, wenn ich einmal wiederkehre, ich Arbeit finde und ein neues bauen muß, denn nur Arbeit, schwere Arbeit kann mich vor Trübsinn bewahren.“

Kaum hatte Marte die Kreide weggelegt, da wurde die Thüre aufgerissen und der Müller stürzte herein mit den Worten: „Marte, um Gottes Willen rette mich und meinen Sohn, die Preußen sind uns auf den Fersen, wenn sie uns erwischen sind wir verloren.“ Hans Jörg war mit verzweifelter Miene auf der Schwelle stehen geblieben. Ein schwerer Kampf erhob sich im Herzen Martes. Als aber der stolze Mann ihn kniefällig um Rettung flehte, da rief Marte: „Laßt das Müller, folget rasch.“ Dann blies er das Licht aus, eilte den beiden geängstigten Männern voran an's Ufer, ließ sie einsteigen, gab dem Boote einen kräftigen Stoß und sprang mit mächtigem Sage nach. Als das Schiff im Sande des Schweizerufers festfaß, sprangen die beiden Müller freudig aufathmend auf den Strand in der Erwartung, daß Marte ihnen folgen würde. Als aber der Alte sah, daß dieser sein Ruder wieder fest anstemmte, um das Boot flott zu machen, streckte er ihm die Rechte entgegen mit dem bittenden Aufse: „Marte vergieb.“

„Es ist vergeben und vergessen, Müller“ antwortete Marte, „Gott schütze euch auf euerem schweren Gange.“ Dann stieß er vom Lande ab und verschwand im Dunkel der Nacht bald den Blicken der Geretteten. Kaum wußte er sich unbeachtet, so brach der starke Mann einem Kinde gleich in die Kniee und die Hände zum Himmel empor hebend, rief er: „Vater dort oben, du einziger Hort armer Menschen, du weißt, daß sein Blut in meinen Adern fließt. Ich stehe in Angst zu dir hinauf, laß es ihn nicht entgelten. Mutter, liebe Mutter mein, die ich nie gekannt, an deren Brust ich nie geweint, deren süße Stimme ich nie vernommen, fluche auch du ihm nicht, vergieb ihm, dein armes Kind bittet dich darum. Armes, vielgeliebtes Mädchen dort drüben, welche harte Stunden der Prüfung harren dein.“

Als der anbrechende Tag ihn mahnte, nun auch an sich selbst zu denken, fuhr er an's Ufer, zog das Schiff weit auf's Land hinein und sagte: „Nun verlass' ich auch dich, mein treuester Freund in Freud und Leid.“ Dann seinen Bündel über die Schulter werfend, schritt er durch Wiesen und Rebberge rasch der Höhe zu. Dort vor der Kapelle, die so friedlich auf's Thal herabschaut, sagte er seiner lieben Heimat Lebewohl, wanderte traurig aber entschlossen landeinwärts. Wenige Wochen darauf hatte ihn der

gefräßige Bampyr der französischen Fremdenlegion verschlungen.

Drittes Kapitel.

So finden wir denn, wie wir schon angedeutet den Fischer vom Bodensee im fernen Welttheil wieder, vor der Hauptwache in Saltillo Wache stehend, begafft von den Indianern, welche in ihrem ganzen Leben keine so herkulische Gestalt gesehen hatten. Plötzlich tönte von der Straße, die nach Mentevey führt, eine lustige Fanfare herüber. Unter Hurrahrufen der in Masse herbeiströmenden Infanteristen sprengten die Contre-Guerillas, wie die Rothjacken offiziell hießen, auf den Platz. Aber noch ehe sie abgestiegen waren, öffneten sich die Reihen der Schwadron und von zwei Rothjacken begleitet, schritt die Hände auf den Rücken gebunden, ein blutgetränktes, weißes Tuch um die Stirn geschlungen, ein Gefangener mühsam auf die Hauptwache zu.

Während der Sergeant mit den beiden Reitern, die ihm den Gefangenen übergaben, einige Worte wechselte, sah sich Marte den Guerilla an, der hoch aufgerichtet mit stolzem, verächtlichem Blicke die gaffenden Soldaten und Mexikaner musterte und unwillkürlich entschlüpfen ihm die halblauten Worte: „Das ist wenigstens ein Mann von Muth.“ Als aber der Gefangene, der diesen Ausruf gehört den funkelnden Blick auf ihn richtete, zuckte Marte zusammen, umklammerte krampfhaft das Gewehr, das er im Arme trug und wankte todenblaß wie ein Betrunkener zurück. „Er ist's, er ist's,“ seufzte Marte, „meine Augen haben mich noch nie betrogen. Welch' schreckliche Fügung, Welch' trauriges Wiedersehen!“

Marte saß im Schatten eines Orangenbaumes auf einer Steinbank, regungslos bis spät in die Nacht. Niemand störte ihn, denn man war längst an das träumerische Wesen des Seehafes gewöhnt. Ein schrecklicher Kampf durchwühlte das Herz des tapferen Soldaten; Pflicht und Ehrgefühl rang mit der Sehnsucht, dem Armen, den er nur zu gut erkannt hatte, zu helfen. Am anderen Morgen in aller Frühe herrschte das regste Leben in den Straßen von Saltillo. Mit klingendem Spiele zogen die Infanteriebataillone nach dem Hauptplatze, um die Exekution an dem Guerillasführer zu vollstrecken. Ein betäubender Lärm erfüllte den Platz. Kurz vor acht Uhr erschien der General mit seinem Stabe. Ein Stabsoffizier begab sich nach dem Wachlokal, um den Todeskandidaten auf den Richtplatz führen zu

lassen. Aber mit verstörter Miene kehrte er als bald zurück und meldete dem ebenso bestürzten General, daß der Delinquent sammt dem Grenadier Brunner spurlos verschwunden sei. Der General hob drohend seine berüchtigte Reitpeitsche in die Höhe und rief mit zorniger, weithin vernehmbarer Stimme: „Zum Teufel! hundert, nein vierhundert Pesetas demjenigen, der mir diese verdammten létes carrées vor Abend wiederbringt.“ Die Soldaten zogen ohne Sang und Klang schadenfroh lichernd in die Quartiere ab, die Mexikaner aber sammelten sich schwagend und vergnügt in die Hände klatschend zu kleinen Gruppen. Inbess'n schlich ein stämmiger Neger, ein Führer jener schwarzen Banden, die es so gut verstanden auf beiden Achseln Wasser zu tragen, zu dem General, um sich des Judaslohnes zu versichern. Er näherte sich dem hohen Offizier, den breitkrämpigen Hut eherbietig vor ihm ziehend und trug ihm sein Anliegen vor. Aber ehe er mit seiner Rede fertig war, ließ der General seine Peitsche wuchtig auf den breiten Rücken des Schwarzen niedersausen und rief lachend: „Vierhundert Pesetas, verstehst du, schwarze Kanaille, vierhundert blanke Silberstücke.“ Mit einem widerlichen Grimmen, das ebenso wohl Schmerz als Freude verrieth, verbeugte sich der Neger tief vor dem General und suchte das Weite.

Mit der größten Spannung harnten die Soldaten und die Bewohner der Stadt am nächsten Tage der Entscheidung entgegen. Gegen ein Uhr sprengte eine Kavalkade von zwölf Negern auf den Platz. In ihrer Mitte sah man entsetzt, je auf einem Pferde mit Stricken festgebunden, den Fischer-Warte und den Bandenführer, in welchem unsere Leser wohl schon lange den Müller Hansjörg geahnt haben. Während ihnen die Stricke abgelöset wurden, berief eine Ordonnanz sämtliche Chefs zu einem Kriegsgericht in die Präfektur zusammen. Der Haufen Neugieriger, welcher lebhaft gestikulirend die Wache umstand, wuchs bald zu einer unübersehbaren Menge heran. Jeder sah mit fieberhafter Angst dem Spruch des Kriegsgerichts entgegen. Niemand dachte an ein Todesurtheil für Warte, der bei allen Offizieren wegen seiner Tapferkeit in hohem Ansehen stand. Plötzlich lief ein Gemurmel durch die harrende Menge, denn ein alter Korporal, Wartes bester Freund, erschien an der Schwelle des Gebäudes, blieb einen Augen-



Sie: Du glaubst gar nicht, wie mir die reine Verglufst das Herz weitet!

Er: Wirklich, Kind? Mir weitet sie den Magen, ich habe kannibalschen Appetit.

blick zögernd stehen und sprach eine Thräne aus den Augen wischend, mit tonloser Stimme: „Zum Tode!“

Nachmittags vier Uhr sollte die Exekution stattfinden. Warte ließ sich Tinte und Papier geben, um an Gertrud zu schreiben, während Hansjörg am Boden in einer Ecke der Wachtstube saß und sein bis zur Unkennlichkeit angeschwollenes Gesicht in nassen Tüchern barg. Als Warte seinen Brief beendet und dem Hansjörg vorgelesen hatte, öffnete er seinen Waffenrock und löste sich das kleine Kreuz, das ihm seine Großmutter in der Todesstunde umgebunden hatte, vom Halse. Lange hielt er es mit schmerzlichen Blicken in den zitternden Händen, dann legte er es in den Brief und sprach: „Lebe wohl mein kleiner Talisman, bringe ihr meine letzten Grüße.“ Dann verschloß er das Schreiben und übergab es dem Adjutanten des Regiments zur Beförderung.

Einige Kameraden Wartes traten ein um Abschied von ihm zu nehmen. Jeder richtete ein paar er-

muthigende Worte an ihn und erhielt von ihm ein kleines Andenken. Schwere Tropfen rollten über die narbenvollen, gebräunten Wangen und die grauen Härte dieser Männer, als sie dem Marte zum letzten Male die Hand drückten und er mit fester Stimme sagte: „Liebe Kameraden lebt wohl.“ Schon hörte man die Truppen mit klingendem Spiele nach dem Fort Napoléon ziehen, wo der letzte Akt der düsteren Tragödie spielen sollte.

Punkt drei viertel auf vier Uhr trat der Adjutant in die Wachstube. Einen Augenblick blieb er zögernd stehen, dann sagte er mit zitternder Stimme: „Marte, lieber Freund, es ist Zeit, es muß sein.“ Am Ausgange nahmen die Todesschützen die Beiden in ihre Mitte. Arm in Arm schritten sie die steile Höhe zum Fort hinan. Alle Fenster und Balkone, an denen der kleine Zug vorüber kam, waren dicht mit Frauen und Mädchen besetzt, welche sie mit Sträußen aus Drangeblüthen überschütteten. Manche fuhr sich mit dem Spigentuch über die Augen, als sie sah, wie muthig die beiden Männer in den Tod gingen.

Als die Delinquenten auf dem Fort angekommen, traten sie in die Mitte des Carrés. Alsobald zogen die Mexikaner einmüthig die Hüte, und die Truppen schulterten das Gewehr. Dann schritt Marte am Arme Hansjörgs vor die Front der zum Schießen befehligten Abtheilung. Noch einmal umarmten sie sich, nachher trat jeder auf seinen Platz; beide wiesen die Korporale, welche ihnen die Augen verbinden wollten, kalt und ruhig ab. Der Kommandant erhob rasch seinen Degen. Die Soldaten präsentirten, die Trommler begannen ihren Mark und Bein durchdringenden, dumpfen Wirbel und die Todesschützen legten die Gewehre an. Da warf plötzlich Marte, als der Tod schon seine eisigen Hände nach ihm ausstreckte, sein Käppi hoch in die Luft und rief: „Leb wohl mein theueres Badnerland, mein schöner See, leb wohl!“

Die Schüsse krachten, die Mexikaner bekreuzten sich und lautlos stürzten die zum Tode Getroffenen nieder.

Mit klingendem Spiele zogen die Truppen wieder zur Stadt. Ein Bagagewagen führte die beiden Leichen nach dem Friedhof, wo treue Freundeshände an der Mauer ein breites Grab schaufelten und die Todten zur ewigen Ruhe hinabsenkten. Ehe sie das Grab zuschütteten, schlangen die alten harten Krieger mit gesenkten Häuptern die knorrigen Hände ineinander und sprachen ein kurzes Stoßgebet. Nachdem sie ihr letztes Liebeswerk vollendet, kamen junge Mexikanerinnen, die das Grab mit Kränzen aus Lorbeeren

und Orangeblüthen schmückten, während die Strahlen der untergehenden Sonne sich an den kahlen schwarzen Wänden der Sierra Madre brachen.

Viertes Kapitel.

Sobald Gertrud von der Flucht ihres Vaters und Hansjörgs Kunde erhalten hatte, war sie nach Hause geeilt und erfuhr von ihrem jüngeren Bruder die näheren Umstände und zugleich auch den Tod der alten Lisbeth. Von dem gleichzeitigen Verschwinden Martes wußte der junge Mensch noch nichts. Am selben Tage überbrachte ihr der Bote einen Brief des Vaters, der den Kindern mittheilt, daß er und Hansjörg einzig und allein dem Marte ihre Rettung verdankten und sie bat, diesem mitzutheilen, daß er nicht sein Vater sei. Diesmal werde man ihm doch sicher glauben, denn als Geächteter und Heimatsloser werde er die Wahrheit nicht verheimlichen. Er habe allerdings die Tochter des Klaus geliebt, sogar um ihre Hand angehalten, sei aber abgewiesen worden, weil ihr Herz schon einem anderen gehört habe. Wer jener Müller gewesen, den sie vor dem Tode als Vater ihres Sohnes genannt, wisse Gott allein. Da nun keine andere Klust mehr zwischen beiden bestünde als die, welche er selbst aus blindem Trotz und Haß gegraben habe, so stehe nichts mehr ihrer Verbindung entgegen und er gebe selbst seinen väterlichen Segen zu diesem Bunde zwischen seinem verlassenen Kinde und seinem edlen Retter. Nun hielt nichts mehr Gertrud zurück, ihrem Marte diese Kunde zu bringen. Bei der Hütte angelangt fand sie die Thüre weit geöffnet, das Boot war nicht am Plage und vorgebeugt lugte das Mädchen auf den See hinaus um daselbe auf der weiten Fläche zu erspähen. Als sie endlich in die Wohnstube trat, lag sie den erschütternden Abschiedgruß des so schmerzlich Gesuchten, nun wieder Verlorenen. „O Gott,“ rief sie schluchzend niedersinkend, „wie schwer lastet deine Hand auf uns. Jetzt da alles gut werden sollte, jetzt ist er hinaus in die weite Welt. O du unglückliche Mutter, welch' schweres Urtheil hast du über uns gebracht durch dein unbestimmtes, unerklärliches Schreiben. Mein Marte, du edler Mann, dein Heim soll nicht verfallen. Hüten will ich es wie ein kostbares Kleinod, denn mein Herz verheißt es mir bestimmt, daß du zu deiner Gertrud zurückkehrst.“ Dann verschloß sie die Hütte, zog den Schlüssel ab und kehrte in die Mühle zurück.

Harrend und hoffend verlebte sie ein langes trauriges Jahr. Endlich traf Nachricht von ihrem

Vater ein, der sich mit Hansjörg im Süden der Union niedergelassen hatte. Aber so oft sie die wiederkehrenden Schwalben und Staare begrüßte, von Marte ward ihr keine Kunde. Um's Jahr 1860 traf Gertrud ein neuer Schlag. Beim Beginn der Bürgerkriege im Norden Amerikas schrieb ihr der Bruder, sein Weib und seine Kinder sammt dem alten Vater seien von einem Haufen wüthender Neger überfallen und niedergemetzelt, sein Haus und all' seine Hab und Gut verwüstet worden. Aller Mittel baar bleibe ihm nichts übrig, als sich den Truppen der Südstaaten anzuschließen und die Seinigen zu rächen oder gleich ihnen im Kampfe den Tod zu finden.

So verfloßen wieder vier lange, bittere Jahre. So viele fremde Thränen auch Gertrud trocknete, den Strom ihrer eigenen konnte Niemand hemmen. Um die Mitte des fünften landete wieder einmal das Boot und brachte ihr ein großes Schreiben. Jubelnd erkannte sie die Schriftzüge. „Er lebt, er lebt“ jauchzte sie auf und rief die Umhüllung ab. Als aber zuerst das kleine silberne Kreuz herausfiel, da durchzuckte sie schlimme Ahnung. Nun las sie, sich furchtbar beherrschend, was Marte in der Todesstunde ihr geschrieben hatte, wie ihr Bruder vier Jahre lang gegen den Norden gekämpft, nach der entscheidenden Niederlage der Südstaaten nach Mexiko geflüchtet und dort in das Heer des republikanischen Generals Escobedo getreten sei und wie derselbe dann bei Santa Maria Dolores den Franzosen in die Hände gefallen und nach Saltillo geschleppt, von Marte aber gerettet und auf der Flucht begleitet worden sei, weil der Schwerverwundete sich nicht allein hätte weiter helfen können. Unterwegs habe ihm Hansjörg anvertraut, daß der alte Müller nicht sein Vater gewesen sei und alles auf einem unseligen Irrthum beruhe. Als sie sich schon in Sicherheit gewähnt, und er nur noch einen Gedanken verfolgt habe, so schnell als möglich nach Europa zurückzukehren und die ihm endlich Geschenke in die Arme zu pressen, seien sie von Negern überfallen, in Saltillo vor's Kriegsgericht gestellt und zum Tode durch Erschießen verurtheilt worden. „Nun sterbe ich doppelt ungerne“ schloß er den Brief, „da ich dich zum zweiten Male und unwiederbringlich verliere und nicht einmal weiß, wer

Der Richtige.



Unteroffizier: Rekrut Maier, haben Sie über die drei ersten Paragraphen nachgedacht, die ich gestern vorgelesen habe?

Maier: Entschuldigen Sie, Herr Unteroffizier, ein alter Soldat hat g'sagt, man brauche beim Militär nit zu denke, 's werd alles kummedirt.

Unteroffizier: So, zu was glauben Sie denn, daß Ihnen unser Herr Gott Ihren viereckigen Kopf verehrt hat?

Maier: Damit — damit daß die Halsbinde nit obe nauß rutsche kann.

mein Vater gewesen ist. Aber dort oben im Himmel sehen wir uns wieder auf ewig vereint. Lebe wohl liebe Gertrud. Grüße mir die liebe Heimat und unseren schönen See; sag' ihm, daß der Fischermarte weit drüben im Westen im heißen Sande modert.“

„Gott sei ihm und unserer armen Seele gnädig,“ ertönte eine tiefe Stimme, als Gertrud den Brief laut zu Ende gelesen. Erschreckt fuhr sie auf und erblickte einen Greis zitternd an der Thüre stehen. „Seid mir nicht herb, liebe Frau,“ sagte der Alte mit bittender Stimme „daß ich Euch belauscht und so erschreckt habe. Es war nicht mein Wille. Ich wollt Euch bitten, in

Guerer Stube eine Stunde lang rasten zu dürfen und Euch um eine Auskunft fragen.

„Dgerne, das dürft ihr schon,“ antwortete Gertrud freundlich, indem sie den Brief sammt dem Kreuz auf den Tisch legte und sich rasch erhob, um einen Trunk für den ermatteten Wanderer zu holen. Als sie zurückkehrte, sah sie erstaunt den Alten hoch aufgerichtet das kleine Kreuz mit starren Augen betrachten. Schwere Angsttropfen fielen ihm von der Stirn und mitleidig sagte Gertrud: „Ihr seid wohl krank, legt euch dort nieder.“ „Mein liebe Frau, ich bin nicht krank, aber sagt mir bei allem was Euch heilig ist, woher habt ihr das Kreuz und den Stock, der dort an der Wand neben dem Kreuzifix hängt.“ „Das ist eine lange, traurige Geschichte. Seht und erquickt Euch, dann will ich Euch alles berichten, was ich selber weiß.“ Nachdem sie ihm in kurzen Zügen die ganze Leidengeschichte der Fischerleute erzählt hatte, seufzte der Alte tief auf und sprach mit bewegter Stimme: „Barmherziger Gott! Welche schreckliche Fügung! Mein einziger Sohn ist der Vater Eueres Geliebten gewesen, ohne es zu ahnen. Es sind 47 Jahre her, daß unser Sohn uns von Zürich aus schrieb, daß er am Bodensee in einer Mühle in Arbeit gestanden und dort ein Herz gefunden habe, das er auf immer sein eigen nennen dürfe. Da er aber immer noch ganz mittellos sei, habe er sich, in Uebereinstimmung mit dem Mädchen, nach Amerika aufgemacht, um sich dort ein kleines Vermögen zu erwerben. In ein paar Jahren komme ich zurück, schloß sein Brief, und bringe Euch mein liebes Weib, für Euch eine gute Tochter. Als Andenken übergebe ich meiner Braut das Liebste, was ich besitze, das kleine Kreuz meiner Mutter.“ „Seit jener Zeit ist er spurlos verschwunden. Lange Jahre haben wir auf unser Kind mit Angst und Bangen geharrt, bis der Schmerz endlich mein treues Weib in's Grab zog. Dann verließ ich voll Gram meine Heimat, die tief hinter Oesterreich liegt, und durch-

zog seither rastlos die weite, weite Welt. Damit Ihr überzeugt seid von der Wahrheit dessen, was ich Euch sage, betrachtet das Kreuz, dort in der Ecke findet ihr seinen Namen: „Martin Müller“ und eine Jahreszahl eingegraben. Der Stock aber trägt gleichfalls die Buchstaben M. M. und die Jahreszahl 1750. Es war der Wanderstab meines Vaters und mein eigener. Als mein Sohn in die Fremde zog, gab ich ihm denselben mit, daß auch er glücklich sein Vaterhaus damit wiederfinden möchte. Der Unglückliche, den der alte Fischer retten wollte, und der im See ertrank, war also mein Sohn, der endlich nach langen Jahren in stürmischer Nacht noch das Ziel seiner Sehnsucht erreichen wollte. Gebt mir zum Andenken Kreuz und Stock mit, daß ich mit diesen theueren Reliquien weiter wandere, bis auch ich die Ruhe finde.“ Der Greis hatte sich erhoben. Eine Weile stand Gertrud in tiefe Gedanken versunken; dann sprach sie zögernd mit halblauter Stimme: „Mein ich kann Euch nicht so ziehen lassen. Könnt ihr Euch von diesen Andenken nicht trennen, so bleibt hier in der Hütte Eueres Enkels. Sie hat genug Raum für und beide, schwer geprüfte Menschen. Einen Augenblick sah der Alte sinnend vor sich nieder, dann erhob er rasch und entschlossen das Haupt, drückte Gertrud mit dankendem Blick die Hand und setzte sich auf den Stuhl, um das Haus nicht mehr zu verlassen.

Oft saßen sie Abends unter dem Nußbaum. Wenn beim Sonnenuntergang die Glocken zusammenklangen, dann erhob sich Gertrud von ihrem Sitze und, wie mechanisch die Hand vor die Augen haltend, spähte sie vorüber gebeugt auf den See hinaus, ob nicht ein Kahn den Fischer wieder bringe, während der Alte mit gefalteten Händen gen Himmel blickte, zu dem die Lerchen, ihr Abendgebet trillernd, emporsflogen.

Endlich erschien auch ein Fährmann und führte sie beide rasch nach einander lautlos in leichtem Nachen hinüber in die Ewigkeit.

Die Dämmerungserscheinungen im Winter 1883/84.

Das Schiff in Seeberg ist ein bekanntes Wirthshaus. Mit herrlicher Aussicht über den blauglänzenden Spiegel des schwäbischen Meeres birgt es eine geräumige, reinliche Stube; ihr gegenüber das Herrenzimmer für die Stadtherren am Sonntag. Der Wirth duldet kein Wasser im Keller und hat immer ein gutes Stücklein „Selbstgeschlachtetes“, so daß es nicht wundern darf, wenn dem

Wein und Braten manchmal mehr als gerade notwendig zugesprochen wird.

Auch der Wanderer kehrt zuweilen im Schiff ein; er will schauen, ob es nichts Neues gibt für den Kalender, oder ob Einer oder der Andere über irgend etwas Aufklärung wünscht. Die Felsensfischer, die hier ihr Schöpplein trinken, haben kein Geld und keine Zeit, Bücher zu kaufen. Das Gebet-

hoch und der „Wanderer“ bilden ihre Bibliothek.

Unter die regelmäßigen Gäste zählen der lang' Josef und der dick' Peter; die hatten zusammen schon manchem Felchen den Lebensfaden abgeschnitten. Zu ihnen gesellten sich der Schneidermeister von Seeberg und der Polizeidiener Maier. Der Schneider war auch Gemeinderath und man nannte ihn daher bloß den „Rath.“ Der Wanderer kannte alle von früher und auch heute sehen wir ihn wieder bei ihnen.

„Heut' ist eine wichtige Sitzung, Herr Rath!“ sagte der Wanderer.

„Was wißt ihr Neu's?“ fragte der Polizeidiener. „Ist Einer durchgebrannt, oder haben sie irgendwo wieder Einen gehenkt?“

„Boz Wetter“ lachte der Josef „wird sich der Wanderer auch noch mit solchen Subjekten befassen! Polizeidiener, Ihr müßt Eure Spitzbuben besser fassen, daß sie Euch nicht wieder durchgehen!“

Alle am Tische lachten, sie wußten schon warum; auch der Wanderer lachte mit. Der Maier aber sagte vorläufig nichts mehr.

Da hub der Wanderer an: „Ende November des letzten Jahres sahet ihr gewiß alle den eigenthümlich hellgefärbten Himmel. Damals hat der Schiffwirth gesagt:

„Kalendermann, wenn ihr in den Kalender schreibt, was diese Erscheinungen bedeuten, so zahl' ich eine Maß Seeberger.“ — Deswegen nun bin ich hier und deswegen haben wir eine wichtige Sitzung.“

„He, Schiffwirth, stellt einmal die Maß auf!“ rief der dick' Peter.

„Erst abwarten!“ sagte der Wirth.

„Wanderer, erzählt uns, was Ihr darüber wißt. Ihr kommt ja mit den Professoren in der Stadt zusammen; die kennen die Geschichte gewiß!“ sagte der Rath.

Da fing der Wanderer an: „Wenn man Ende November letzten Jahres Abends etwa um fünf Uhr gegen Sonnenuntergang hinschaut, erblickte man einen Himmel, der in den prächtigsten Farben prangte. Zunächst blendendes Gelb, das dann überging in ein glühendes Purpur-Roth. Der Glanz war so stark, daß man fast hätte meinen können, es stehe überm Berge ein ganzes Dorf in Flammen. Der östliche Himmel aber strahlte in wunderbar schönem grünem Lichte. Da gab's nun Erklärungen genug. Das

Nur Geduld.



Kaufmann: Wie, meine Waaren sind noch nicht fort? Setzt warte ich schon fünf Tage auf Beförderung!

Expeditor: Was will das sagen, fünf Tage! Ich warte schon zehn Jahre auf Beförderung und bin noch immer auf dem alten Fleck.

Gesuchteste wurde hervorgeholt und das Einfachste hinkte hintendrein.“

„Der Wanderer spricht da sehr zuversichtlich,“ unterbrach der Rath, „ich habe aber in verschiedenen Zeitungen gelesen, daß die Gelehrten bis heute darüber noch nicht ganz einig seien.“

„Ja, ja,“ sagte der Wanderer „Ihr habt auch Recht. Aber wann werden denn die Gelehrten überhaupt über etwas einig? Jeder will der Gescheideste sein und zuletzt Recht haben.“

„S sind eben auch Schulmeister!“ meinte die Schiffwirthin, die gerade dem Gespräch zugehört hatte. „Unser Franz, der erst ein Viertelsjahr drüben vom Seminar weg ist, der hat jetzt schon immer Recht und folgt uns nimmer, weil er alles anders und besser wissen will.“

„Da könnt' man aber meinen, ihr Frauen seid auch alle im Seminar gewesen!“ sagte der Josef — er hatte daheim Eine darnach.

„Ha, ha, ha!“ lachten alle miteinander.

„Weiter im Text!“ sagte der Wanderer. „Manche hielten die Erscheinung für ein Nordlicht. Ein Westlicht hätte man sagen müssen, denn Nordlichter erscheinen nur am nördlichen Himmel und umsonst haben sie ihren Namen auch nicht! Zudem sind bei uns die Nordlichter nicht so weit über den Himmel hin verbreitet. Auch bemerkt man während der ganzen Dauer der Erscheinung keine Störung der Magnetnadel, was bei jedem Nordlicht der Fall sein muß. Sie nahm gar keine Notiz von dem herrlichen Himmel.

Nun waren da wieder andere, die behaupteten, die Erde sei durch einen Kometenschweif gegangen. Um jene Zeit mußte nämlich ein Komet in der Nähe der Sonne vorbeimarschiren, und da glaubten einige Astronomen, er sei ihr zu nahe gekommen und durch die heillose Hitze der Sonne verbrannt worden. Heiß mag's Einem allerdings werden, wenn man so in die Nähe der Sonne kommt; aber ein Komet, wenn der gegen die Sonne hinstreift, preßet's ihm und er macht so schnell als möglich, daß er wieder aus ihrem Bereiche kommt, fort, weit fort, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen können. Zudem ist, wie Professor Klinkerfues in Göttingen nachgewiesen, im Jahre 1872 wirklich ein Komet an der Erde durchgefahren; da hat man aber keine Dämmerungserrscheinungen wahrgenommen, wohl aber einen ungeheuren Sternschnuppenregen beobachten können. Selbst wenn die Erscheinung von der Verbrennung des Kometen herrühren sollte, so kann man sich nicht denken, daß mehrere Monate später wiederum die gleichen Dämmerungserrscheinungen derselben Verbrennung zuzuschreiben seien: der genannte Komet mußte um jene Zeit schon lange verbrannt sein.“

„Es kann aber dort wieder ein Komet verbrannt sein!“ meinte der Polizeidiener.

„Zawohl,“ sagte der Wanderer, „oder so: es muß bei jedem Abendroth ein Komet verbrennen! dann werden sie hoffentlich einmal aus der Welt geschafft und mit ihnen die Furcht und Angst vor Krieg und Pestilenz. — Also damit ist's auch nicht viel.

Nun bleibt uns aber noch immer etwas als Erklärung übrig; aber da muß ich weiter ausholen. Wer in der Schule fleißig Geographie gelernt hat, der sollte noch etwas wissen von Hinterindien.“

Da sagte der Rath: „das ist bei Vorderindien, wo die Engländer hausen und die giftigen Schlangen und reisenden Thiere und Elephanten.“

„Schöne Gesellschaft!“ meinte der Wanderer lachend. „Wenn die Engländer erfahren, daß Ihr sie unter das wilde Gethier werft, geh't Euch schlecht.“

„So lange ich da bin,“ sagte der Polizeidiener, „habt keine Angst vor den Engländern. Sie können mit ihren Kriegsschiffen nicht auf den Bodensee kommen und zu Land trauen sie sich nirgends durch.“

Nachdem die Gesellschaft wegen eines Krieges zwischen England und den Seebergen beruhigt war, fuhr der Wanderer fort: „Also von Hinterindien geht nach Australien hinüber eine lange Kette von Inseln. Zwei solcher großen Inseln — Sumatra und Java heißen sie — sind von einander getrennt durch eine Meerenge, die Sundastraße, und fast gerade in der Mitte drin liegt eine kleine Insel, die heißt Krakataua und ist etwa doppelt so groß als die Reichenau. Im Norden derselben liegt ein feuer-speiender Berg, der aber seit zweihundert Jahren ganz ruhig und harmlos war. Aber wenn einer seinen Groll und Zorn lange aufspart und ihn dann einmal losläßt, so wird es ganz gewaltig donnern, daß einem angst und bange wird. So ging es auch beim Berge Krakataua. Am 26. und 27. August vorigen Jahres hat er gezeigt, daß er auch noch da sei und eine schreckliche Katastrophe angerichtet. Kanonendonner-ähnliches Getöse, das hunderte von Meilen weit gehört wurde, verkündete den Ausbruch des Vulkanes. Asche und Steine wurden aus dem Berge herausgeworfen und überschütteten nicht nur die ganze Insel, sondern auch weit hin das Meer und das angrenzende Land. Dadurch ward völlige Finsterniß; so sehr, daß man selbst in einer Entfernung von 50 Stunden am hellen Tag die Lichter anzünden mußte. Das Meer wogte gewaltig auf und die Fluthen drangen mit Ungeßüm ans Land der zwei Inseln Sumatra und Java, wo viele Städte und Dörfer ganz weggeschwemmt wurden. In einer Stadt an der Küste von Java ertranken allein zehntausend Menschen, da die Fluth an manchen Stellen über hundert Fuß hoch ins Land hineinstürmte. Der nördliche Theil von Krakataua sank und an seine Stelle traten viele kleine rauchende Bergkegel. Stein-, Schlamm- und Aschenregen fiel im Umkreis von hundert Stunden und lagerte sich bis zwei Fuß hoch auf den Boden. Die südlichen Winde trugen die Asche und die leichten Staubtheilchen weit mit fort.

Vom 26. November letzten Jahres an beobachtete man bei uns nun die Dämmerungserrscheinungen und alsbald war es abgemachte Sache, daß da der Krakataua Schuld daran sei. Es ist das ja sehr schön zu erzählen, wie die vulkanische Asche, vom Winde getragen, immer weiter fortstreift, bis sie endlich zu uns kommt. Ist sie einmal da, so brechen sich